

Hans Hyan

Der Rächer

Hans Hyan
Der Rächer
Kriminalroman

Helikon Verlag, Berlin, 1925

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Cover der Vorlage

Der Rächer

Der Regulator schlug gerade sechs, als Heinz Marquardt erwachte. Es war noch stockfinster, aber er war, wie stets, wenn er die Augen aufschlug, sofort vollständig munter und sprang auch gleich aus dem Bett.

»Trude,« sagte er, »es ist sechs.«

Sie antwortete nicht und drehte sich im Halbschlaf auf die andere Seite.

Nun zündete er das Licht an und ging an die Waschoilette, wo er sofort unter vielem Prusten und Plantschen seine Toilette begann. Das alles ging schnell und mit der raschen Beweglichkeit eines Menschen vonstatten, dem seine Nerven keine Schwierigkeiten bereiten und der zu jeder Zeit seine Gedanken und Kräfte beieinander hat.

Als er sich gewaschen hatte, ging er wieder an das Bett seiner Frau und fing, auf der Bettkante sitzend, an, schmeichelnd in sie hineinzureden.

Der gelbe Schein des Lichtes tanzte flackernd und tiefe Schatten werfend über die Kissen, und in der spärlichen Beleuchtung war eigentlich nur das reiche hellblonde Haar, ein kleines rosiges Ohr und ein Stück des weißen Halses von der jungen Frau zu erkennen.

»Willst du denn gar nicht aufstehen, Trude?« Er versuchte, ihr ins Gesicht zu blasen, das sie im Bett vergrub.

»Nicht doch! Ich bin ja noch so müde . . . laß mich . . .«

Aber er gab nicht nach.

»Also ich muß mir allein meinen Kaffee kochen?«

Dabei kitzelte er sie leise.

»Steh doch auf, Trude . . . Ich muß dir auch noch was erzählen!«

Jetzt war sie auf einmal munter.

»Was denn?« fragte sie neugierig und hob ihren hübschen Kopf.

Er legte seinen Arm um ihren Hals und küßte sie:

»Dummchen! . . . Gar nichts . . . ich wollte bloß mal sehen, ob du wirklich noch schläfst.«

»Du! . . .« Sie faßt das eine Ende seines langen schwarzen Schnurrbarts und zog ihn ein bißchen:

»Nun schlaf ich gerade noch!« und rasch drehte sie sich nach der Seite, wo das Licht stand, und zog das Deckbett bis übers Kinn hinauf. Aber nun störte sie die zuckende Flamme des Lichtes, sie blinzelte, und wie er das sah, meinte er etwas ernster:

»Es ist wirklich nicht hübsch von dir, wenn du mich allein Kaffee trinken läßt!«

Da wandte sie den Kopf, schlang ihre schönen weißen Arme, von denen die Ärmel des Nachthemdes

herabglitten, um seinen Nacken und flüsterte leise, zärtliche Worte in sein Ohr.

Er faßte mit seinen beiden Händen über die Schultern, machte sich sanft los und sagte:

»Du weißt doch, Herzblatt, daß ich heute sehr viel zu tun habe, da will ich möglichst schon um halb acht Uhr im Büro sein . . . die andern ärgern sich zwar darüber, aber wenn einer sich was abwimmeln kann, dann tut er's . . . und ich bin nicht so, ich arbeite eben, wenn Arbeit da ist . . .« Und schon stand er wieder vorm Spiegel, knöpfte seinen Kragen um und band sorgfältig die kleine schwarze Schleife. Während er dann sein Haar mit großer Akkurateesse scheitelte und bürstete und dabei den neuesten Walzer pfiff, war seine Frau leise aufgestanden und hatte, ohne daß er darauf aufmerksam wurde, ihren Schlafrock übergeworfen.

Nun bemerkte er sie und lachte. Sie aber ging schnell in ihrer leichten huschenden Weise in die Küche hinaus, und als er wenige Minuten später nachkam, hatte sie schon den Gaskocher, auf dem das Wasser stand, angezündet und war gerade dabei, den Kaffee zu mahlen.

»Siehst du,« lachte er, »es geht alles, wenn man nur will!«

Wirklich stand, als er fertig angezogen war, der Kaffee auf dem Tisch. Die junge Frau schenkte ihrem Manne ein, strich eine Buttersemmel und quälte ihn, da Heinz wie gewöhnlich nichts essen wollte, doch wenigstens ein

halbes Brötchen zu nehmen.

Er aß schließlich, aber sie hatten während des Frühstücks soviel miteinander zu plaudern und zu lachen, daß er plötzlich auf die Uhr sehend rasch aufstand und sagte:

»Ich muß fort, Kind . . . Wenn ich nur die Bahn um 45 noch kriege . . .«

Sie holte ihm geschwind seinen Spazierstock, denn er wußte nie, wo er ihn am Abend hingestellt hatte, und begleitete ihn mit der Lampe bis zur Entreetür.

»Aber du hast ja das Halstuch nicht um, Heinz! Es ist doch draußen so kalt, du mußt dich ja erkälten.«

»Ich habe wirklich keine Zeit mehr, Trude!«

»Damit du mir nachher krank wirst! . . .«

Und es blieb ihm nichts übrig, er mußte warten, bis sie das weißseidene Cachenez herbeigeht und um den Hals gelegt hatte.

Dabei sah er, wie ihre großen dunkelgrauen Augen in Liebe auf ihn gerichtet waren. Ihre Lippen, deren feuchtes Rot scharf gegen den weißen Teint absetzte, waren nie fest geschlossen, und der Reiz dieser weichen, nachgiebigen Züge bestand zum großen Teil in einer gewissen Lässigkeit, die sich auch in ihrer ganzen schlanken Gestalt ausdrückte. Sie sah noch gar nicht wie eine Frau aus, und trotzdem er es eilig hatte und sein Kopf sich bereits mit der Arbeit beschäftigte, die seiner im Büro harrte, erinnerte er sich jetzt doch plötzlich und

wie im Fluge in jene Zeit, da er und Trude noch nicht verlobt miteinander waren und er selbst eigentlich nie daran gedacht hatte, die Trude Kaiser zu seiner Frau zu machen.

Mit einem langen, langen Kuß nahmen sie Abschied voneinander, und sie stand, die Lampe über das Treppengeländer haltend, so lange an ihrem Platz, bis sie unten das Haustor gehen hörte.

Dann kam es auf dem dunklen Treppenflur plötzlich wie Furcht und Erschrecken über sie, und sie eilte so schnell hinein, daß sie sich ein wenig an der Tür die Schulter stieß . . .

Als Heinz Marquardt die bei der Potsdamer Bahn belegenen Büros der Güterexpedition erreicht hatte, war noch niemand anwesend.

Um acht Uhr kamen seine Kollegen. Einige grüßten ihn freundlich, die anderen, meist nicht allzu gewissenhafte Arbeiter, gingen mit scheelen Blicken und mokantem Lächeln an ihm vorüber. Er kümmerte sich absolut nicht darum und sagte in genau derselben gleichgültigen Weise »guten Tag«, wie er ihm geboten wurde.

Punkt neun Uhr trat der Betriebsdirektor ins Büro.

Herr Weckerlin, der, die breite Brust vordrängend und die Hüften zurückschiebend, auf seinen kleinen und elegant beschuhten Füßen ein wenig knickebeinig

einherstolzierte, sagte mit leicht näselnder Stimme:

»Na, schon tüchtig gearbeitet? . . . Hm? . . . Liebe das, wenn ich Eifer sehe bei meinen Beamten . . . Mir nichts unangenehmer, als wenn man so gewissermaßen mit der Uhr in der Hand arbeitet, hab's mir seinerzeit auch nicht so leicht werden lassen! . . . Nur immer flott! Immer flott! . . .«

Mit diesem seinen Lieblingswort berührte er ganz leicht, eigentlich nur symbolisch, die Schultern des jungen Angestellten und verließ das Büro, in dem die Kopie aller Beamten sich tief über ihre Arbeit beugten.

Aber kaum war er hinaus, so fuhren sie mit einer Wuptizität ohnegleichen in die Höhe, und in das Lachen und Plaudern, das nun wieder begann, mischten sich spitze Redensarten, die Heinz Marquardt galten. Solange sein Name dabei nicht genannt wurde, überhörte Heinz das absichtlich. Als ihn aber jemand gar zu direkt anzapfte mit den Worten:

»Man sollte solchen Streber überhaupt nicht im Büro dulden!« da richtete er sich mit einem Male kerzengerade empor und sagte, den Sprecher, einen Bürogehilfen namens Maaß, mit seinen großen schwarzen, eng beieinander stehenden Augen anstarrend:

»Soll das etwa auf mich Bezug haben?«

Der andere, ein kleiner, schwächlicher Mensch mit rotem Haar und einem Gesicht voller Pockennarben, entgegnete mit impertinentem Achselzucken:

»Wem die Jacke paßt, der zieht sie sich an!«

Heinz Marquardt wandte sich an den Bürovorsteher.

»Herr Hintzefuß, da muß ich mich bei Ihnen über Herrn Maaß beschweren.«

Max Hintzefuß war ein außerordentlich tüchtiger Arbeiter. Aber auch nur dieser Eigenschaft hatte er es zu danken, daß er noch immer im Dienst war. Als sogenannter Quartalssäufer hatte er zu wiederholten Malen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, die um so größer war, als gerade sein Posten die höchste Zuverlässigkeit voraussetzte.

Der Bürovorsteher stand auf, ging zu dem kleinen Schreiber hin und sprach einige Worte mit ihm.

Der Rothaarige schien erst etwas zu zögern, bequemte sich dann aber, an Heinz Marquardt heranzutreten und sich mit ein paar nichtssagenden Worten zu entschuldigen.

Und Heinz, dem daran lag, nicht als Störenfried zu gelten, streckte ihm sofort die Hand entgegen zur Versöhnung.

Diesem kleinen Menschen war er sowieso eine Art von Revanche schuldig. Durch ihn hatte er seine Trude kennengelernt. Es war da nämlich so ein kleiner Beamtenverein, dem er selbst zwar nicht angehörte, zu dessen Festlichkeiten er jedoch durch Maaß mehrfach geladen war. Und einst bei einem Maskenball war der Kollege in Begleitung von Trude Kaiser erschienen, die

er offenbar selber anhimmelte. Heinz Marquardt fiel die in diesem Kreise seltene Erscheinung des jungen Mädchens sofort auf. Sie hatte wenig von der spießbürgerlichen Gescheiteltheit der anderen jungen Mädchen, welche dort tanzten. Ein freierer, fast künstlerischer Hauch umwebte ihre schlanke Gestalt, und schon die einfache und nur durch ihren wirklichen Geschmack auffallende Kleidung ließ sie aus dem Kreise der übrigen hervortreten.

Kaum daß sie ihm vorgestellt war, hatte er ihren Kavalier, eben jenen rothhaarigen Bürogehilfen, um die Erlaubnis gebeten, mit ihr tanzen zu dürfen. Dieser hatte mit einer etwas süßsauren Miene seine Einwilligung gegeben, und Heinz Marquardt benutzte die Erlaubnis zu einem einmaligen Tanze ohne weiteres für den ganzen Abend. Als ihn dann Trude bei der Damenwahl holte, legte er sich gar keine Schranken mehr auf und führte sie auch nicht wieder zu ihrem Herrn zurück. Mit diesem hatte er kurz darauf eine sehr energische Aussprache, bei der sich Maaß nur schwer auf sein älteres Anrecht berufen konnte, denn auch er war heute zum ersten Male mit Trude, die die Tochter seiner Logiswirtin war, ausgegangen, und das junge Mädchen, dessen Entscheidung man zum Schluß anrief, weigerte sich entschieden, ihm irgendwelche Ansprüche auf ihre Person einzuräumen.

Aber das Mädchen hatte seitdem merkwürdigerweise

einen entschiedenen Widerwillen gefaßt gegen den jungen Menschen, dessen Begleitung sie damals angenommen und dem sie das Glück ihrer Liebe zu danken hatte.

An all das mußte Heinz Marquardt denken, als er jetzt, selbst bei der Versöhnung, die Augen des Kollegen voll heimlichen Grolls auf sich gerichtet sah.

Der Vormittag verging unter drängender Arbeit. Da mit der sogenannten englischen Tischzeit gearbeitet wurde, so frühstückten die Angestellten der Büros für gewöhnlich gegen ein Uhr, falls nicht allzu drängende Beschäftigung zwang, auch diese Pause aufzugeben. Heute war der Hauptstoß des Güterverkehrs bewältigt, und in solchen Fällen gab der unermüdliche Hintzefuß selbst das Zeichen zu einer gemütlichen Erholungspause. Und jetzt, wo der Erste eben gewesen war, verschwand der größte Teil der Beamten, um in dieser oder jener Gastwirtschaft ein Eisbein oder ein Stückchen warmen Braten zu verzehren.

Heinz Marquardt lockte etwas anderes hinüber in die kleine Restauration. Kaum hatte er sich ein Glas Bier bestellt, so begab er sich auch schon ans Telephon, um fünf Minuten lang mit seiner Liebsten zu schwatzen.

Das Telephon lag auf dem Korridor, man konnte dort ganz vertraulich plaudern. Und das benutzte dieser lange, schwarzhaarige Mensch mit einer Naivität und Zärtlichkeit, die ihm niemand zugetraut hätte; derselbe

Heinz Marquardt, dessen Rücksichtslosigkeit die meisten Frauen empfinden mußten, die ihn geliebt hatten.

»Bist du da, Liebling?« fragte er, nachdem die Verbindung hergestellt war.

Und ihre weiche, wie von einem seidenen Schleier umhüllte Stimme erwiderte:

»Ja, mein Heinz! Wie geht es dir? Hast du viel zu tun?« . . . Dann eine kleine Pause mit einem durch das Telephon hörbaren Seufzer. »Ach, wenn es doch erst Abend wäre!«

Er drückte einen Kuß auf die Membrane und sagte:

»Liebchen!«

Und plötzlich fiel es ihm ein:

»Aber es ist ja heute mein Skatabend! . . .«

Sie ließ einige Augenblicke vergehen, ehe sie antwortete:

»Mußt du denn dahin gehen?!«

»Aber Trude! . . . Sollen sie mich denn ganz und gar für'n Pantoffelhelden ausschreien . . . Du weißt doch, das ist mein einziges Vergnügen! – Und wenn ich gewinne, gehen wir auch nächsten Sonntag ins Apollo!«

»Dann bin ich also wieder heute den ganzen Abend allein, du alter Bösewicht, du!«

»Ach, Trude, laß doch, ich komme auch früh nach Hause! – Du bleibst doch so lange auf, ja?!«

Sie erwiderte nichts, und er setzte rasch hinzu:

»Und sieh dich ja vor, mein Herz . . . und lege auch

bestimmt die Sicherheitskette vor! . . . Du kannst lieber aufstehen und mir nachher aufmachen!«

Sie neckte ihn:

»Wenn du nicht kommst, dann lege ich auch die Sicherheitskette nicht vor!«

»Du, dann bin ich böse!«

Sie hörte durch das Telephon, wie er mit seinem Fuß die dicht an seiner Seite befindliche Tür aufstieß. Gleich darauf sagte er:

»Die anderen sind schon alle fort, eben geht Maaß . . . und ein Gesicht macht der! . . . geradezu unheimlich! . . . Adieu, mein Herz, leb recht wohl und denk an mich!«

»Du an mich auch!«

»Ja, wenn ich nur nicht so viel zu arbeiten hätte! – Adieu, adieu! – Und du, hör' mal! – Trude! – Daß du mir ja nicht die Tür aufläßt, wenn du runter gehst und was einholst! . . .«

Sie schwieg.

»Du hast es doch nicht etwa schon getan, Trude?«

»Ach, Heinz, vorhin, nur'n Augenblick, nur'n Augenblick, wie ich Butter holte unten aus'm Buttergeschäft . . .«

»Aber du sollst doch vorsichtig sein, Geliebte! . . . Ich sage es dir tausendmal! . . . Nicht wahr, du tust es nicht wieder, du machst die Tür zu?! . . .«

»Ja, ja, ich verspreche es dir! . . . Also um halb elf, nicht wahr?«

»Na, schön, adieu, mein Liebling, adieu!«

»Adieu, Heinz!«

Dann ging er fort mit einem heißen Gefühl in der Brust und voller Sehnsucht nach seinem Weibe.

Als er ins Büro kam, waren die übrigen Beamten schon alle anwesend.

»Wo ist denn Maaß?« fragte Heinz den alten Stegemann, der Bürodiener und am längsten von allen im Dienst war.

»Hat sich krank gemeldet,« erwiderte der Alte, skeptisch seinen kahlen Kopf schüttelnd, »dabei hat a ausjesehn, als wollt er eenen erschlagen!« . . .

Wenn so viel zu tun war wie heute, verging Heinz Marquardt die Zeit immer wie im Fluge. Ehe er sich's versah, wies der Zeiger der großen Bürouhr auf fünf, und schon standen die meisten der Herren auf, zogen ihre Schreibärmel herunter und begaben sich in die Ecke, wo die Waschoilette stand, um in einer unglaublich kurzen Zeit mit Stock und Hut noch einmal an ihrem Platz zu erscheinen, die Pulte abzuschließen und in fluchtähnlicher Eile das Büro zu verlassen.

Die Laternen schimmerten rötlich in der kalten Luft, und am Himmel, der schwarzblau und wolkenlos war, standen mit ihrem glimmenden Leuchten einzelne Sterne.

In der Flottwellstraße, die vom Lärm der Eisenbahnzüge und dem Gerassel der Wagen erfüllt war, drängten sich heimkehrende Arbeiter,

Geschäftsangestellte, die zur Post und mancherlei Besorgung liefen.

In dem kleinen Lokal in der Steglitzer Straße, wo Marquardt und seine Bekannten an jedem Freitag abend zusammentrafen, war er bei seinem Eintreten der einzige Gast.

Der Kellner, der ihn gut kannte, behandelte ihn mit der Vertraulichkeit, wie solche Leute sie stets zeigen Gästen gegenüber, die nicht viel verzehren.

Heinz Marquardt nahm die wohlgemeinten Erkundigungen des Ganymeds mit Humor auf, dann holte er sich eine Zeitung und erwartete bei einem Glase Bier die Bekannten, die bald darauf eintrafen.

Die Skatpartie verlief wie immer, angeregt und heiter, und die drei anderen Herren waren nur deswegen ungehalten, weil sich der junge Beamte schon vor zehn Uhr, trotz ihrer Einreden und Bitten, er möchte doch noch bleiben, entfernte.

Noch in der Tür winkte er ihnen ein lachendes Lebewohl zu und ging, ohne sich durch ihre etwas anzüglichen Bemerkungen im mindesten verletzt zu fühlen, durch die fast ausgestorbene Gegend schnell nach der nächsten Haltestelle seiner Elektrischen.

Von der Ecke, wo er herunterstieg, hatte er noch gut fünf Minuten bis zu seinem Hause. Die rannte er fast.

Vor dem Tor der sehr ausgedehnten Mietskaserne trieben sich wie gewöhnlich einige Frauenzimmer mit

ihren Begleitern umher. Furcht kannte Heinz Marquardt nicht. Und so wollte er, ohne sich im geringsten um diese unheimlichen Gestalten zu kümmern, eben aufschließen, als eine von den Mädchen sagte:

»'s ist offen . . . Lassen Sie bitte auf!«

Er ging hinein und schloß dessenungeachtet zweimal hinter sich ab.

Drinnen riß er ein Streichhölzchen an, weil es ihm schon zu wiederholten Malen passiert war, daß er auf Betrunkene getreten hatte, und ging schnell über den Hof in den Seitenflügel hinein und erstieg, immer drei Stufen auf einmal nehmend, die vier Treppen.

Oben kam er mit dem Öffnen der Tür nicht gleich zurecht. Es hatten sich offenbar ein paar Krümel oder etwas Wolle in der Tasche in die Höhlung des Drückers hineingesetzt, und da er sicher war, daß die Trude noch auf ihn wartete, klingelte er. Aber sie kam nicht.

»Nun ist sie doch eingeschlafen«, dachte er und bemühte sich, mit einem Streichhölzchen den Schlüssel auszubohren.

Endlich! Er schloß auf. – Die Sicherheitskette hatte sie doch nicht vorgelegt! . . .

Wie stets ging er in seiner Wohnung, wo er ja genau Bescheid wußte, zuerst in die Küche, um dort ein kleines Lämpchen anzustecken.

Dabei stolperte er über einen auf dem Boden liegenden Gegenstand und stieß sich, lang hinfallend, das Knie.

Wie Ameisen in einem Haufen, in den plötzlich der Stock eines Wanderers hineinfährt, stürzten seine Gedanken von allen Seiten zusammen . . . Wie kam der umgefallene Stuhl hierher? – Wer hatte ihn umgeworfen? War Trude nicht mehr in der Küche gewesen? Hatte sie's nicht gesehen? . . . Das war doch sonst ihre Sache nicht!

Und plötzlich schrie er laut in die Dunkelheit hinein:
»Trude, Trude!«

Nichts antwortete ihm.

Durch den düsteren Hof der Mietskaserne, in deren Fenster noch hier und da Licht schimmerte, hallten furchtbare Schreie:

»Zu Hilfe! Hilfe! Mörder! Mörder! Hilfe . . . Hilfähh!«

Und dann ein krachendes Poltern die Treppe herab und immer wieder das markerschütternde Gebrüll eines Menschen, der mitten ins Leben hineingetroffen ist.

Die Bewohner, schon im Begriff, zu Bett zu gehen, stürzten aus ihren Wohnungen auf den dunklen Flur, Lampen in der Hand, in Nachtkleidern; aber der, der da so gräßlich schrie, war längst vorbei an ihnen, über den Hof gestürzt, dessen Mauern noch bebten von der Wucht seiner Hilferufe. Und nun riß er an der Haustür, die er selbst vorher verschlossen hatte, und wußte nicht, daß man aufschließen mußte, um hinauszukommen.

Endlich wurde von draußen geöffnet. Ein Wächter stand vor ihm; er stieß den Mann fast über den Haufen

und schrie, vorwärts stürzend:

»Meine Frau! . . . Meine Trude!! . . . Um Gottes willen, Hilfe! . . . Hilfe . . . meine arme Trude! . . .«

Sein Schreien wurde zum Schluchzen, und plötzlich, wie er zwanzig Schritte in die Nacht hineingerannt war, kehrte er wieder zurück nach dem Haustor, wo sich jetzt plötzlich allerlei Menschen sammelten, aus der Nacht kommend, neugierig und von Grauen geschüttelt beim Anblick dieses vor Verzweiflung heulenden Mannes.

Eines der Mädchen, die da standen, die ihr trauriges Gewerbe festhielt nachts auf der Straße – eines von diesen armseligen Geschöpfen kam an den in seinem irren Schmerz hin und her laufenden Mann heran und sagte, selber weinend:

»Was ist denn, Herr Marquardt? . . . Ich wohne ja da oben, und ich kenn' se doch auch, Ihre Frau! . . .«

Heinz Marquardt hatte nie acht gegeben, wer in seiner Nähe wohnte; jetzt sah er das Mädchen an, als könne von ihr das Heil kommen, als könne sie ihm helfen, sein Liebstes, das er da oben tot, ermordet gefunden hatte, wieder zu erwecken.

»Einen Arzt!« stieß er hervor, »einen Arzt!« und rannte davon wie gehetzt, und hinter ihm das Mädchen, rufend:

»In der Koloniestraße, da wohnt einer, bei den geht meine Wirtin immer!«

»Wo denn? Wo denn?« ächzte er.

Nun führte sie ihn, beide im Laufschrift, atemlos,

keuchend, er ganz seinem Schmerze hingegen und sie vor Mitleid mit ihm schluchzend.

Es dauerte lange, bis der Arzt herunterkam.

Wie er aber hörte, was geschehen war, da ließ er sich selber erst nicht lange nötigen zum Laufen.

Durch die menschenleeren, schlecht beleuchteten Straßen stürmten sie alle drei dahin, als hinge von ihrer Eile jetzt noch Leben und Sterben ab.

Wie sie die schmalen, steilen Treppen hinaufkamen, stand alles voller Leute. Bis an die Wohnungstür, die Heinz Marquardt hinter sich offen gelassen hatte. Und alle diese Menschen, in deren Gesichtern sich Neugier und Entsetzen stritten, traten schweigend zurück, als jetzt der Mann der Ärmsten, die da oben ermordet lag, an ihnen vorüber wollte. In die Wohnung hinein hatte sich niemand getraut.

Man sah durch die offene Tür den Korridor erhellt von der kleinen Küchenlampe, die am Nagel hing, und die Augen der draußen Stehenden suchten fieberhaft nach dem Opfer.

Unten auf der Treppe wurden schwere Schritte hörbar, und gleichzeitig wurden Befehle laut, wer hier nichts zu suchen hätte, solle Treppe und Haus verlassen.

Die Polizei kam. Ein Leutnant und mehrere Schutzleute.

Der Arzt war um die Ermordete beschäftigt. Aber all seine Kunst blieb vergeblich. Die arme Trude hatte nur

zwei Stiche mit einem scharfen Instrument, wahrscheinlich einem Dolch oder Stilett, von hinten empfangen. Aber offenbar war schon der zweite Stoß des Mörders überflüssig gewesen. Der Tod hatte sie vollständig unvorbereitet überrascht.

Im Wohnzimmer war der Mord passiert. Dort mußte das arme Wesen, nachdem es den ersten Stich bekommen, der beide Herzklappen durchschnitten hatte, zusammengebrochen sein und den Veloursteppich, dessen ursprünglich helle Farbe jetzt ganz dunkel war, mit seinem Blute durchtränkt haben.

Der Arzt erklärte es für ganz unmöglich, daß die Ermordete danach noch einen einzigen Schritt gemacht haben könnte.

Er selbst hatte sie auf dem Bette liegend gefunden, und es war nicht aus Heinz Marquardt herauszubringen, ob er die Tote dorthin gelegt hatte.

Der Polizeileutnant, ein noch junger Mann, dem es schwer wurde, seine tiefe Ergriffenheit zu verbergen, schüttelte, mit dem Arzte redend, den Kopf.

»Das ist kaum zu glauben, Herr Doktor! – Denn selbst wenn man glauben wollte, der arme Kerl hätte soviel Geistesgegenwart in diesem fürchterlichen Augenblick noch besessen, so ist doch gar nicht anzunehmen, daß in der kurzen Zeit – denn es kann ja kaum eine halbe Stunde her sein, daß er sie gefunden hat – der Körper schon so erstarrt sein sollte.«

Der Arzt mußte dem beipflichten. Und daß er selbst nicht auf diesen Gedanken gekommen war, daran war wohl auch nur die Erschütterung schuld, die er selbst empfunden hatte beim Anblick dieses liebreizenden Geschöpfes, das eine Bubenhand niedergestreckt hatte. Es war jetzt auch die Stubenlampe angezündet worden, und das Schlafzimmerchen, in dem alles bis auf das eine zerworfene Bett so leuchtend ordentlich und nett war, glänzte von einer milden Helligkeit.

In den Kissen, die überall große dunkle Flecke zeigten, lag die Tote wie aufgebahrt. Sie trug noch immer das Morgenkleid, dessen Knöpfe am Hals aufgerissen waren. Und dieser Hals, dieser zarte, weiße Mädchenhals wies, als man die Lampe näher heranbrachte, deutlich die grausamen Fingermale des Mörders auf. Aber das Gesicht war nicht entstellt. Nur das Lächeln, die stille Liebenswürdigkeit war fortgewischt aus dem Antlitz des jungen Weibes, dessen blondes Haupt von einer starren Feierlichkeit umflossen war. Die schwachroten Lippen waren geschlossen, und die blauen Augen, deren Lider noch ein wenig offen standen, widerstrebten dem Fingerdruck des Arztes, als er sie schließen wollte.

Neben dem Bett war Heinz Marquardt auf einen Stuhl niedergesunken. Er hatte die schlaff herniederhängende rechte Hand der Toten in die seine genommen und streichelte mit der anderen die blutlosen Finger. Dabei liefen ihm die Tränen immerfort über die Wangen, aber er

sagte nichts. Als der Arzt mit seinen Bemühungen aufhörte, hatte er diesen groß und fragend angesehen und aus den stummen, von Mitleid erfüllten Zügen des Mediziners ohne eine Frage sein jammervolles Schicksal gelesen.

Der Polizeileutnant war an ihn herangetreten mit der Absicht, ihm wenigstens ein Wort des Trostes zu geben. Aber vor den dunklen eng beieinander stehenden Augen, die Heinz Marquardt voll zu ihm aufschlug, vor dem unsäglich gramvollen Ausdruck dieses von brennenden Schmerzen verstörten Gesichtes verstummte der Beamte.

»Sie können doch hier nicht bleiben?« sagte er endlich.

Der Gatte der Ermordeten hörte gar nicht darauf.

»Die Fundstelle muß auch möglichst unberührt erhalten werden!« meinte der Polizeileutnant wieder.

»Das hier ist meine«, sagte Heinz Marquardt mit einem Unheil verkündenden Blick, und der Polizeileutnant wagte dem nichts entgegenzusetzen.

Inzwischen war nach dem Präsidium telephoniert worden, und eine ganze Anzahl von Kriminalbeamten hatte sich eingefunden. Der Chef selbst, Herr von Rhode, war erschienen und betrat soeben in Begleitung der Kommissare Hartmuth und Bendemann das Zimmer.

Der Polizeileutnant erstattete leise seinen Rapport und wies dann auf den noch immer neben seinem toten Weibe sitzenden Heinz Marquardt.

»Wir können ihn doch hier nicht lassen, Herr

Geheimrat?«

»Natürlich nicht! . . . Muß irgendwo im Hause 'n Unterkommen suchen, damit wir 'n morgen früh gleich wieder bei der Hand haben.«

»Er wird Schwierigkeiten machen«, erwiderte der Polizeileutnant flüsternd.

»Was heißt denn das?« . . . Herr von Rhode sprach noch leiser mit seinem Untergebenen, und dann meinte er vernehmlicher: »Ich wer' mal mit dem Mann reden!«

»Herr . . .«, er wandte sich an den Polizeileutnant, »wie heißt er?«

»Marquardt«, erwiderte dieser dienstbeflissen.

»Also, Herr Marquardt, äh, hm! . . . es ist ja außerordentlich bedauerlich, und äh! wir verkennen keinen Augenblick den traurigen Ernst Ihrer Lage, aber, sagen Sie mal, können Sie uns denn nicht vielleicht 'n Anhaltspunkt geben? . . . Ich meine natürlich nicht, daß sie uns was Positives sagen sollen über den Fall – Keine Ahnung . . . Davon werden Sie ja ebensowenig wissen wie wir, aber sagen Sie mal, Herr Marquardt, hat denn Ihre Frau nicht . . . äh, na ich meine, hat sie denn nicht so Bekanntschaften gehabt . . . Bekannte, die, hm . . . na, äh, was sollen wir uns da lange fürchten vor dem Wort, hier is ja nich der Augenblick, wo man sich gegenseitig Mätzchen vormacht, seien wir mal ganz ehrlich und aufrichtig, sind Sie der Treue Ihrer Frau immer ganz sicher gewesen? . . . Ich höre nämlich, daß Sie Beamtet

sind an der Staatseisenbahn, und da sind Sie ja natürlich den Tag über von Hause abwesend. Sagen Sie mal, Herr Marquardt, woher stammt denn Ihre Frau eigentlich?«

Heinz Marquardt hatte den hohen Beamten bis jetzt ohne ein Wort der Erwiderung immer nur schweigend angesehen. Aber in seinen Augen lag etwas, was den jungen Polizeileutnant bewegte, sich dicht neben seinen Vorgesetzten hinzustellen. Und plötzlich richtete sich der Büroschreiber mit einem Ruck straff empor. Und seinen blassen, von so unendlichem Weh zerwühlten Kopf dem Herrn entgegenstreckend, schrie er:

»Sind Sie verrückt, Sie? . . . Meine Frau? . . . Meine Frau? Einen Geliebten?! . . . Ach!« . . . Er brach mit einem Ruck in sich zusammen und griff taumelnd mit seinen beiden Händen nach dem Bettpfosten.

»Niemand auf der Welt hat sie so lieb gehabt als mich! Niemand! Den möchte ich sehen, der das sagen könnte.« Er erregte sich wieder. »Und ich sage Ihnen, Herr, sagen Sie das nicht noch einmal! Ich weiß nicht, wer Sie sind, und das ist mir auch ganz gleichgültig; aber ich schlage jeden zu Boden, der über meine arme geliebte Trude noch ein solches Wort sagt!«

Der Herr Geheimrat schien etwas erschrocken, und er war wohl nicht recht einig mit sich, ob er das, was ihm da eben so unverhohlen gesagt worden war, als Beleidigung auffassen oder ob er es dem schwergeprüften Manne zugute halten sollte. Dann entschied er sich für das

letztere, wandte sich mit einem Achselzucken ab und ging zu den beiden Kommissaren, von denen der eine die Küchenlampe in der Hand hielt, und die jetzt mit Späherblicken die einzelnen Räume des Tatortes musterten, um vielleicht doch irgendeinen Anhaltepunkt zur Auffindung des Täters zu gewinnen.

Der Arzt war, sobald er erkannt hatte, daß hier seine Hilfe zu spät kam, gegangen. Auch der Polizeileutnant verließ das Zimmer aus irgendeinem Grunde.

Da schlüpfte ein Mädchen in die Tür. Dasselbe Mädchen, das Heinz Marquardt vorhin den Weg zum Arzt gewiesen hatte. Ein noch junges Geschöpf von kleiner, sehr voller Figur und mit einer schwarzen Mähne, die ihr wie ein Helm in die Stirne hineinwuchs. Darunter leuchteten ein paar blanke Augen, aber den Mund des trotz Puder und Schminke noch frischen Gesichtes entstellte eine schreckliche Narbe.

Heinz Marquardt erkannte sie kaum wieder.

Einen Augenblick blieb sie an der Tür stehen, dann aber wohl einsehend, daß sie sich beeilen müsse, wenn sie allein mit ihm reden wollte, ging sie schnell zu ihm hin, berührte die Schulter des armen Mannes, der noch immer mit vorgebeugtem Oberkörper, die Hand seiner toten Frau in der seinen haltend, auf das blutbefleckte Bett starrte, und sagte leise:

»Ich kann Ihnen vielleicht was sagen. Ich wohne drüben auf der anderen Seite bei Pfeffer.«

Er sah sie an und schüttelte den Kopf, als glaube er nicht, daß es noch irgend jemand auf der Welt geben könne, der ihm etwas zu sagen hätte . . .

Das Mädchen aber, das draußen Schritte hörte, schlüpfte hinaus.

* * *

Die kleine Kuckucksuhr, die zu Häupten des Lagers hing, auf welchem die Tote ruhte, schlug mit hastigen Klängen drei.

Heinz Marquardt blickte traumverloren auf . . .

Wie die Zeit vorwärts ging, trotzdem die Trude nun nicht mehr lebte und die Schläge der kleinen Uhr, die sie so gern gehabt hatte, nicht mehr hören konnte . . . Aber noch war sie ja bei ihm, und er wollte sie nicht von sich lassen! Nein, wenigstens den Anblick ihres süßen Gesichts wollte er behalten . . .

Der Polizeileutnant trat wieder herein und sagte:

»Die Beamten ziehen sich jetzt zurück, Herr Marquardt, ich möchte Sie bitten, auch zu gehen, damit ich die Wohnung zuschließen kann, denn Sie können doch hier nicht bleiben.«

In dem Gesicht des jungen Beamten bewegte sich keine Muskel, als Heinz erwiderte:

»Ich bleibe hier. Und wenn Sie mich mit Gewalt entfernen, breche ich die Türen entzwei und komme

wieder her.«

Er sprach das nicht etwa leidenschaftlich, sondern mit der Ruhe, dem kalten Gleichmut, der sich ihm mitgeteilt zu haben schien aus der Nähe des großen Unbekannten, der in diesem Zimmer weilte.

Der Polizeileutnant zuckte die Achseln; er wußte nicht, was er tun sollte.

Aber er hatte auch nicht das Herz, seinen Leuten zu sagen, da nehmt ihn und führt ihn hinaus. So entschloß er sich denn nach einigem Zögern zu der Äußerung:

»Wenn Sie es nicht anders wollen, so bleiben Sie! . . . Ich werde Sie aber einschließen, und Sie dürfen nichts von der Stelle rücken und verändern, denn uns liegt daran, daß das Bild der Räume ganz so bleibt, wie wir es gefunden haben . . . Es werden nämlich«, setzte er erklärend hinzu, »schon morgen in aller Frühe die Gerichtsphotographen kommen, um hier Aufnahmen zu machen.«

Heinz Marquardt schwieg.

Was der Polizeibeamte da sagte, interessierte ihn gar nicht. Auch dessen leisen Gruß erwiderte er nicht und blieb, als er allein war, noch lange Zeit in unveränderter Haltung neben dem Bette sitzen.

Die Lampe auf dem Nachttischchen fing an zu blaken, und ein übler Petroleumduft durchzog den kleinen Raum. Der Büroschreiber zog die Luft ein, stand auf, aber auf halbem Wege bis zum Nachttisch kehrte er wieder um,

denn alles, was in seinem Kopf und Herzen noch lebte, riß ihn unwiderstehlich zurück zu seinem toten Weibe. Erst nachdem er eine ganze Zeit gesessen hatte, ging er hin und schraubte die Lampe herunter, um dann instinktiv das Fenster zu öffnen und sich wieder neben der armen Trude niederzulassen.

Und nun, wie er in ihr entfärbtes Gesicht starrte, von dem der Hauch des Todes das süße Rot gestreift hatte, und dessen kindliche Zartheit einer erhabenen Ruhe gewichen war, nun fing in seinem Kopfe, in dem vorher, wie durch eine gewaltige Explosion, alles über den Haufen gestürzt war, nun fing es sich wieder an zu regen, und die Gedanken erhoben sich, schlugen ihre Augen auf und begannen noch irr- und ratlos, aber doch schon forschend und tastend um sich zu blicken.

Trude war tot.

Wieso denn?

Wodurch?

Durch wen?

Durch wen? Durch wen? Durch wen? Durch wen?
Durch wen?

Heinz Marquardt fuhr – als schnellten plötzlich in seinen Beinen Stahlfedern empor – so fuhr er mit einem Ruck in die Höhe.

Nun stand er da, ganz gerade, aber den Körper in einem leichten Winkel gegen den Erdboden vorgeneigt. Seine Arme streckten sich mit ihren Fäusten stracks

herunter nach dem Erdboden, und unter seinem wirren, schwarzen Haar stierten die Augen mit plötzlich erwachendem Feuer drohend in den Schatten des Bettes hinein.

Die Trude war plötzlich wie weg, er sah nichts mehr.

Er suchte.

Wer? Wer? Wer? Wer? Wer hatte sie ermordet?

Und auf einmal fing dieser Mensch an, sich wieder zu bewegen.

Erst langsam mit schweren, plumpen Schritten, wie eine Maschine, die im Antrieb ist. Dann arbeiteten seine Glieder schneller, er ging nicht mehr, er rannte, er raste durch das Zimmer . . .

Und plötzlich blieb er wieder stehen, mit seinen brennenden Augen auf die Tote hinabschauend.

Wer hat dich ermordet?

Das sagte er nicht, aber seine Augen schrien es in lauter heulenden Schmerzensschreien hinab auf den Leichnam.

Und wie er abermals auf den Stuhl sank, wie wieder Tränen über seine Wangen liefen, da endlich war der Bann in seinem durch dieses furchtbare Ereignis fast zerschmetterten Hirn gebrochen, der Gedankenapparat arbeitete wieder ruhiger, und wenn auch der Gang seiner Ideen noch oft von wilden Schmerzen unterbrochen wurde, so begann doch schon wieder die Logik sich seiner zu bemächtigen, und der bei ihm so hervorragend

ausgebildete Spürsinn fing an, Fährten zu suchen und zu verfolgen.

Von den tausend Gedanken, die seinen Kopf durchkreuzten, hieß der erste: Du mußt dich der Polizei zur Verfügung stellen und mit tätig sein bei der Auffindung des Mörders . . . Ob man ihn als Helfer willkommen heißen würde? Oh, keine Frage! Obgleich . . . So ein ganz leises Mißtrauen störte ihn da in seiner Zuversicht. Er hatte die Fragen des Herrn Geheimrats von vorhin noch nicht vergessen.

Aber würde er ihnen denn helfen können? Diesen Leuten, die so bewandert waren in der Auffindung von Verbrechern? . . . Das heißt auch von Mördern? . . . Es war doch schon eine ganze Anzahl solcher Schurken unentdeckt geblieben . . . Und der, der . . .

Die Raserei des Schmerzes bemächtigte sich seiner wieder; er warf sich vor dem Bett nieder, daß ihm die Knie schmerzten, und vergrub seinen Kopf in die Kissen. Doch der Anfall hielt nicht mehr so lange an wie vorher. In seinem Herzen war etwas erwacht, eine Empfindung, die alle anderen zu Boden schlug und jedes Hindernis aus dem Wege riß: der Durst nach Rache.

Wer war es? Wer war es gewesen?!

Und diese Frage, die wild, wie ein Irrsinniger in das Wesenlose hinausstarrte, glättete sich allmählich und wurde vernünftig und zerlegte sich in tausend Kombinationen und Möglichkeiten.

Wer kam denn in Betracht? Wer konnte es denn gewesen sein?

Stehend beugte er sich nieder, nahm die eiskalte Hand der Toten in die seine und preßte sie lange Zeit an seine fiebernden Lippen.

»Ich finde ihn!« murmelte er. »Ich finde ihn, verlaß dich darauf, mein Liebling! . . . Und hier, hier! . . .«

Er hatte die Totenhand fallen lassen, und seine eigenen, zu Krallen gekrümmten Fäuste vor die Entschlafene hinstreckend, schrie er laut:

»Damit werde ich ihn zerreißen! Zerreißen werde ich ihn!«

Und die Frage kam wieder, die große Frage, die sich schon anschickte, mit blutigen Augen hinter dem Mörder her zu schleichen, und ließ die Arme schlaff herabsinken und ließ sein Auge, in dem noch eben der Mord flammte, nach innen schauen, wo die Bilder sich drängten, die sein und Trudes Leben umfaßten.

Da rannte sein Argwohn weiter bis zu dem verstörten und verdüsterten Gesicht seines Bürokollegen, des kleinen Maaß, hin.

Sollte der . . . ?

Heinz Marquardt schüttelte unwillkürlich den Kopf. Das konnte er sich nicht denken. Warum denn? Wenn der das beabsichtigt hätte, weshalb würde er so lange damit gewartet haben? Und dann, der Rothaarige erschien ihm dazu nicht mutig genug.

Aber wer? . . . Einer war's doch, und den mußte er finden, er mußte ihn finden, und wenn er bis ans Ende der Welt laufen sollte! . . .

So konnte sich keiner verstecken . . . Oh, er hatte Zeit: Er würde nicht nachlassen, und wenn sein Leben darüber hinginge. Und wenn er ihn hatte, wenn er ihn eines Nachts in einer Schenke oder beim Laternenlicht am Ende einer dunklen Gasse zu packen kriegte, dann würde er ihn hinausschleppen in das dunkle Feld, bis dahin, wo kein Mensch mehr war, wo niemand einen Hilferuf hörte, und da würde er ihn mit seinem Messer quälen und peinigen, so lange quälen wollte er ihn, bis der Hund eingestanden hatte, und dann ihn zum Richter bringen . . . Oder nein, lieber selber das Urteil an ihm vollstrecken, daß nicht etwa durch verfluchte Advokatenkniffe der Henker um sein Recht kam!

Heinz Marquardt schüttelte leise den Kopf, soweit war er ja noch nicht. Erst mußte er ihn suchen und finden. Denn sich auf die Polizei verlassen, das fiel ihm gar nicht ein. Gewiß, er wollte ihnen seine Hilfe anbieten, aber wenn sie sie nicht annehmen, wenn sie ihn nicht mit offenen Armen willkommen hießen, dann würde er allein hinauswandern in die Nacht und würde diese Riesenstadt durchsieben wie eine Hand voll Erde und würde sich nicht Schlaf und Ruhe, nicht Speise und Trank gönnen, bis er den hatte, der ihm alles genommen!

Seine Augen irrten im Zimmer umher, er wußte nicht,

was er da suchte, aber sein Instinkt lehrte ihn, daß man hier vielleicht irgendetwas finden könne, und daß, wenn man etwas finden würde, es von unglaublicher Wichtigkeit wäre.

Aber er sah nichts, und wieder sprangen seine Blicke hinauf zu ihr, die sie kaum verlassen hatten und liebkosten ihre blassen Wangen und die entfärbten kleinen Hände.

Und wie er sie so mit immer wieder feuchten Augen ansah, da fiel ihm plötzlich etwas ein . . . Die Polizeibeamten hatten ja gesagt, sie hätte gar nicht hier gelegen auf dem Bett, als er sie fand . . . aber er hatte sie doch hier gefunden! . . . Hier auf dem Bette liegend . . . wo denn sonst?!

Er streichelte ihre blasse Wange und murmelte:

»Armes Herz, was werden sie noch alles reden!«

»Nebenan? . . . Im Eßzimmer? . . . Weshalb denn da . . .?«

Er nahm die Lampe und ging zögernd bis an die Tür, die nur angelehnt war. Aber davor blieb er stehen, als fürchtete er, die Tote da drinnen noch einmal ermordet zu finden.

Nun stieß er die Tür mit einem Ruck auf, und im Entsetzen suchte er mit der freien Linken nach einem Stützpunkt. Seine Augen wurden groß und hafteten voller Angst auf dem Teppich, dessen ihm so wohlbekannter ganz hellgetönter Grund jetzt wie schwarzgefärbt

erschien . . .

Da hatte sie gelegen? . . . Da hatte er sie gefunden? . . . Aber nein doch, im Schlafzimmer . . . auf dem Bett . . . Das Grauen in ihm wurde fortgedrängt durch den eigenen Zweifel . . . war es nebenan im Schlafzimmer gewesen? Oder hatte er selbst, wie der Polizeikommissar vorhin gesagt, so sehr seine Fassung und Besinnung eingebüßt, angesichts dieses herzzerreißenden Bildes, daß er nicht mehr wußte, wo er den geliebten Leichnam aufgefunden und in seine Arme gerissen hatte? . . . War das möglich, daß man so sehr vergessen konnte? . . . Sie mußte doch hier gelegen haben, hier war ihr teures Blut in dunklen Strömen über den Teppich geflossen, und hier hatte ihr Haarkämmchen gelegen, die Kämmchen, die er ihr selbst geschenkt hatte! . . . Denn wenn er das auch nicht mit eigenen Augen gesehen hatte oder sich dessen wenigstens nicht recht erinnern konnte, so kamen ihm doch jetzt die Worte der Polizeibeamten, die vorher spurlos an seinem Ohr vorbeigestrichen waren, deutlich ins Bewußtsein . . . Und in diesem langsamen Heraufdämmern des vorhin Gehörten begann er schon persönliche Erinnerungen an jenen gräßlichen Moment, den furchtbarsten, den ein Mensch überhaupt erleben kann, zu erblicken.

Denn wie wäre sie sonst von hier nach dem Bett gekommen?! Laufen hatte sie doch nicht mehr können . .

.

Er schluchzte wild auf bei der Vorstellung, wie sein

Weib, sein alles auf der Welt, zusammenbricht unter dem Dolchstoß des Mörders.

. . . Aber gelitten hatte sie auch nicht mehr, Gott sei Dank! Das hatte der Arzt ausdrücklich gesagt. Und das sah man auch an ihrem lieben Gesicht, das so friedlich leuchtete und keine Spur von Todesangst und Furcht erkennen ließ.

Also mußte er, er selber sie doch aufs Bett getragen haben, wiewohl er sich absolut nicht darauf besinnen konnte . . . Der Mörder wird das doch nicht tun! . . . Und die Beamten sicher auch nicht.

Er sah wieder auf die ungeheuren Blutflecke und stellte die Lampe auf den kleinen Bauertisch. Dann brachte er, erst widerstrebend, seine Finger an die dunklen Stellen des Teppichs . . . er war noch ganz feucht . . . seine Finger wurden rot . . .

Da weinte er hell auf und ging zurück und küßte seine Tote. Kam aber gleich wieder herein, als hätte er noch etwas vergessen. Was, fiel ihm nicht ein. Aber seine Blicke suchten, suchten überall an den bekannten Möbeln umher . . . nichts . . . nichts war zu finden . . .

Neben dem Tisch war der eine der vier Nußbaumstühle etwas schief gerückt. Ordentlich wie immer stellte ihn Heinz Marquardt gerade.

Da! . . . Was war denn da? . . . Ganz unten in dem Rohrgeflecht der Rückenlehne hing etwas. Aha, eine Schlipsnadel! . . . Eines der kleinen silbernen

Zwanzigpfennigstücke, die längst nicht mehr im Kurs sind, aufgelötet und mit einem Namenszug graviert . . . E. Z. . . .

E. Z.? . . . Des Büroschreibers Gesicht spannte sich in allen Muskeln.

Wer war »E. Z.« . . .

Die kleine Uhr verkündete mit sechs hurtigen Schlägen den Anbruch der Morgenstunde, da erwachte Heinz Marquardt, den seine Gewohnheit, um diese Zeit aufzustehen, nicht länger schlafen ließ, aus schwerem Traum.

Vornübergesunken auf dem Stuhl neben dem Totenbett, hatte er mit dem Kopf neben dem grellweißen Gesicht der Leiche gelegen.

Ihm war gewesen, als stände er unten auf dem Hausflur und seine Frau beugte sich über das Geländer hinab und bat ihn, doch heute gleich nach Hause zu kommen. Er wollte nicht, und während sie noch miteinander hin und her sprachen, kam es ihm vor, als stürze sie plötzlich herunter, als breite er seine Arme aus, um sie noch aufzufangen – da erwachte er mit einem Angstruf.

Die Lampe schwelte, ein matter Schein fiel ins Fenster, den die erblaßte Nacht hineinwarf.

Heinz Marquardt durchschritt ruhelos ein paarmal die Wohnung; sein Gehirn bemühte sich, der widerstrebenden

Eindrücke Herr zu werden, die dieses furchtbare Ereignis hatte auf ihn eindringen lassen, aber es gelang ihm noch nicht so recht, sich zu sammeln.

Jetzt hatte er das Bedürfnis, hinauszugehen, frische Luft zu schöpfen. Ihn fror. Wie er wieder zurückkam in das Schlafzimmer zu der Toten, strich er zärtlich und mitleidsvoll über das starre Antlitz und flüsterte so leise, daß nur die Tote ihn verstand, wenn, wie man sagt, die Toten hören können.

Es war eine merkwürdige Veränderung mit dem jungen Beamten in den wenigen Stunden vor sich gegangen. Sein immer schon ernstes, auf ein festes Ziel gerichtetes Wesen schien jetzt finster und versteinert, seine Bewegungen waren hastig und von einer wilden Leidenschaft erfüllt. Und die schwarzen, eng beieinander stehenden Augen hatten einen harten, mitleidslosen Schein bekommen.

Er zog seinen Paletot an, setzte sich den Hut auf und wollte die Wohnung verlassen. Wie er an der Korridortür war, merkte er, daß man ihn eingeschlossen hatte . . . Warum? Sollte er etwa gefangen werden? Wer durfte es wagen, ihn seiner Freiheit zu berauben? Wahrhaftig, er hatte nicht übel Lust, mit den Fäusten gegen die Tür zu donnern, sie einzutreten, um hinauszukommen.

Doch er zwang sich zur Ruhe, und er hatte nicht mehr lange zu warten, da war auch die Polizei wieder da.

Zuerst kamen die Photographen vom Präsidium, um

ihre Aufnahmen vorzubereiten. Dann die beiden Kommissare, von denen der eine, namens Bendemann, den Büroschreiber sofort ins Verhör nahm.

»Also Sie sind gestern frühmorgens schon früher als sonst fortgegangen, sagten Sie gestern? Warum taten Sie das?«

Heinz Marquardt, von einer rasenden Ungeduld erfüllt, irgendetwas zu hören oder selbst zu unternehmen, das ihn der Entdeckung des Verbrechens näherbringen könnte, entgegnete unwirsch:

»Weshalb ich früher fortgegangen bin? . . . Na, sehr einfach, weil ich zu tun hatte im Büro!«

»Was hatten Sie zu tun?«

Marquardt sah den Beamten an, als zweifle er an dessen Geistesfähigkeiten, dann sagte er, sich gewaltsam beherrschend:

»Ich hatte zu arbeiten, wie jeden anderen Tag auch, nur daß die Arbeit sehr drängte.«

»Gehen Sie häufiger so früh weg?«

Heinz Marquardt schüttelte den Kopf, er wußte nicht, was er aus diesen Fragen machen sollte, dem gab er denn auch ganz offen Ausdruck.

»Weshalb fragen Sie mich denn das? . . . Das hat mit der Sache hier nicht das geringste zu tun! Hier handelt es sich doch ganz allein darum, so schnell als möglich auf die Spur dieses verdammten Lumpen zu kommen, der mein armes Weib ermordet hat! Das hat doch nichts

damit zu tun, daß ich ins Büro gehe.«

»Beruhigen Sie sich,« sagte der Kommissar, einen raschen Blick mit seinem Kollegen wechselnd, »bei der Beurteilung eines derartigen Falles ist der kleinste Umstand wichtig.«

Und der nun auch hinzutretende Kommissar Hartmuth bestätigte das, indem er wohlwollend sagte:

»Sie müssen nicht etwa glauben, daß wir Sie zu dem Verbrechen in Beziehungen bringen!«

Heinz Marquardt sah ihn mit einem ungewissen Ausdruck im Gesicht an.

»Mich?! . . . Mich?! . . . Ja, was soll ich denn dabei?« Mit einem Male lachte er wild auf.

»Ach, Sie meinen, ich hätte es getan?! . . . Ja, meine Herren, wenn Sie imstande sind, das auch nur einen Moment anzunehmen, dann ist allerdings wenig Aussicht vorhanden, daß Sie den Schuft jemals kriegen werden! . . . Dann hat es auch gar keinen Zweck, daß ich Ihnen meine Hilfe anbiete!«

Der Kommissar Hartmuth lächelte skeptisch.

»Ihre Hilfe bieten Sie uns an? Mein Gott, im Grunde genommen, wundert mich das nicht, denn derartige Anerbieten werden uns bei solchen Gelegenheiten sehr oft gemacht, aber ich versichere Ihnen, Herr Marquardt, die Sache hat gar keinen Zweck, ein Laie kriegt in solchen Sachen nie was raus! Ich glaube auch nicht, daß Herr Geheimrat von Rhode darauf eingehen würde. Bis

jetzt hat er wenigstens solche Anerbietungen immer kurzerhand zurückgewiesen . . . Nein, was Sie in der Sache tun können, das ist einzig und allein, daß Sie mit der größten Präzision die Auskünfte erteilen, die wir von Ihnen brauchen. Sehen Sie mal, das Publikum behauptet immer, wir finden die meisten Mörder nicht. Aber daran ist niemand anders wie das Publikum selber schuld. Teilweise wollen sie uns nicht sagen, was sie wissen, und andernteils sind sie auch nicht imstande dazu, ihre Gedanken im geringsten zusammenzunehmen. Von Ihnen kann man dagegen erwarten, daß Sie dazu imstande sein werden, und nun bitte ich Sie nochmals, uns genau anzugeben, was Sie über die Beziehungen Ihrer Frau, über ihr ganzes Vorleben usw. wissen.«

»Meine Frau«, sagte Heinz Marquardt mit erzwungener Ruhe, »ist die beste und folgsamste Gattin gewesen, überhaupt der liebste Mensch, den es gibt . . .«

Er wollte dadurch ähnlichen Erkundigungen, wie sie gestern schon der Geheimrat von Rhode an ihn gerichtet hatte, von vornherein aus dem Wege gehen. Aber das gelang ihm nicht.

Der Kommissar Bendemann nahm jetzt wieder das Wort und sagte, seinen Kollegen ablösend:

»Wir verstehen wohl, daß es einem Ehemann, besonders, wenn es ein anständiger Mensch ist, schwer sein muß, etwas Ungünstiges über seine Frau auszusagen. Aber es sind ganz bestimmte Beobachtungen

unsererseits, die uns diese Frage auch heute wieder nahelegen. Regen Sie sich doch bitte nicht so auf!« setzte er hinzu, als er das Wetterleuchten in Heinz Marquardts Gesicht sah, der schon wieder wütend auffahren wollte.

»Wenn wir an den Schauplatz eines derartigen Verbrechens gerufen werden, so haben wir uns jedesmal zuerst die Frage vorzulegen: welcher Art der Mord ist, der hier begangen wurde. Ein Mord kann begangen sein aus Rache, aus Eifersucht, im Affekt, wo er sich dann als Totschlag charakterisiert, aus Wollust und, das ist wohl das häufigste, es kann ein Raubmord sein.«

»Zuerst haben wir natürlich hier auch an einen Raubmord gedacht. Aber dem widerspricht der Befund der Leiche. Es wäre ja freilich denkbar, daß der Mörder sich in einer Zeit, wo die Tote sich nicht in der Wohnung aufgehalten hat, hier eingeschlichen hätte und dann plötzlich aus dem Hinterhalt sein Verbrechen begangen hätte. Aber hierfür fehlen uns alle Anhaltspunkte . . . Oder wissen Sie etwas darüber, daß Ihre Frau die Wohnung eine Zeitlang unbeaufsichtigt gelassen?«

»Ja, jawohl,« fiel ihm Heinz Marquardt rasch ins Wort, »das hat sie gestern nachmittag!«

Die beiden Kommissare sahen sich abermals bedeutungsvoll an, dann sagte Hartmuth in weit kühlerem Tone:

»Woher wissen Sie denn das so genau?«

Marquardt schüttelte unwillkürlich den Kopf, als

wollte er damit den lächerlichen Verdacht, der schon wieder in den Beamten aufzutauchen schien, ein für allemal beseitigen.

»Ach, ich habe doch gestern mittag noch mit ihr gesprochen! Ich sagte ihr noch extra, sie solle die Kette vorlegen und da . . .« Das Schluchzen brach plötzlich wieder wie ein Strom aus seiner Brust hervor, daß er eine ganze Zeitlang nicht sprechen konnte.

Die Kommissare sahen ein bißchen ungeduldig drein, schwiegen aber, durch diesen elementaren Ausbruch schmerzlichen Gefühls mehr als durch jedes Wort abgebracht von ihrem ersten Verdachte.

Endlich sagte Heinz Marquardt, noch immer von Schluchzen unterbrochen:

»Da habe ich sie gefragt, ob sie auch nicht etwa die Tür aufgelassen hätte, weil sie das öfter tat, und da sagte sie ja, sie hätte es getan, aber 'n Augenblick . . .«

»Das ändert allerdings die Sachlage«, meinte Bendemann und besann sich eine Weile.

»Aber trotzdem, es fehlt absolut nichts in der Wohnung . . . Mit Ausnahme des Portemonnaies, und da sagen Sie selbst, daß nur wenige Mark drin gewesen sein können.«

»Ja,« meinte Heinz Marquardt, »aber ich weiß bestimmt, daß meine Frau einige kleine Ersparnisse hatte, mit denen sie bei Gelegenheit unser Meublement vervollständigen wollte. Wo sie das Geld hingetan hat, das weiß ich auch nicht, aber da war's; sie hat's mir

neulich noch erst gezeigt . . . es lag in solchem Pappkasten von Zigaretten . . .«

»Na, wieviel war's denn?« fragte der Kommissar Hartmuth.

»Ganz genau sagen kann ich es nicht, aber es war ein Zwanzigmarkschein dabei, das weiß ich.«

Hartmuth schüttelte immer wieder den Kopf.

»Ich kann nicht sagen, was mir den Anlaß dazu gibt, aber ich habe solch Gefühl, als spielte das Geld jedenfalls nicht die Hauptrolle bei der Tat.«

»Sie kommen also schon wieder darauf«, sagte Heinz Marquardt wütend.

»Ich bedaure,« sagte der Kommissar kalt, »ich bin Beamter und muß als solcher meine Pflicht tun. Persönliche Rücksichten können mich dabei nur insoweit beeinflussen, als ich freien Blick behalte für das, was mir Tatsache zu sein scheint.«

Er nahm ziemlich rücksichtslos den Kollegen beiseite, flüsterte mit diesem eine Weile und sagte dann, wieder zu Heinz Marquardt hintretend:

»Ich mache Sie darauf aufmerksam, Herr Marquardt, daß Sie alles das, was Sie hier sagen, später zu beschwören haben werden. Und die Eidesformel lautet außerdem noch »daß ich nichts hinzusetzen und nichts verschweigen werde!« Sie werden also einsehen, daß Sie gesetzlich gezwungen sind, alles, aber auch alles zu sagen, was Sie wissen. Und darum frage ich Sie jetzt

noch einmal: ist Ihnen irgendetwas hinsichtlich Ihrer Frau bekannt, was die Vermutung nahelegen könnte, daß die Ermordete früher oder später zu irgendeinem Manne in unerlaubten Beziehungen gestanden hätte?«

Heinz Marquardt biß die Zähne aufeinander.

»Nein,« stieß er hervor, »nein, ich weiß nichts, meine arme Trude war mir treu! Sie war das beste, das geliebteste Wesen unter der Sonne! Und nun lassen Sie mich in Frieden! Quälen Sie mich nicht so furchtbar!«

Er wandte sich ab und verhüllte von neuem sein Gesicht.

»Der arme Kerl tut mir leid,« sagte der Kommissar Hartmuth leise zu seinem Kollegen, »und doch bin ich fest überzeugt davon,« er dämpfte seine Stimme noch mehr zum Flüstern, »ich bin fest überzeugt, daß bei der Sache irgendetwas nicht in Ordnung ist. Sieh mal, Bendemann, so sieht 'n Raubmord nicht aus! Der Mensch, der jemand tötet, um ihn zu berauben, bedient sich zunächst nicht des Dolches. Es ist nicht so leicht, jemand mit einem Dolchstich zu töten . . . 'n Schlächtermesser, ein Beil, ein Hammer, das alles laß ich gelten, aber ein Dolch? . . . Nein! . . . Und dann, nachdem der Raubmörder seine Tat vollbracht hat, da läßt er keinen Korb, keine Kommode, keinen Schrank undurchsucht! Er schmeißt die Kleider, die Sachen, die Wäsche, alles schmeißt er auf 'n Boden und hat natürlich gar keine Zeit, wieder was einzupacken. Hier war alles so

ordentlich, als hätte überhaupt kein fremder Fuß die Wohnung inzwischen betreten.« Und mit einer leichten Bewegung des Kopfes nach Heinz Marquardt, der am Fenster stand und in den grauenden Morgen hinausstarrte, setzte er hinzu: »Versuche du doch noch mal, ob du nicht irgendeine Form findest, um etwas aus dem Manne herauszuholen. Der arme Kerl kann einem ja leid tun, aber es hilft doch alles nichts, wir sollen und wollen den Mörder haben.«

Darauf ging Bendemann noch mal an den Büroschreiber heran, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte freundlich:

»Sind Sie denn schon lange verheiratet, Herr Marquardt?«

Sich umschauend und den Beamten anblickend, so fremd, als hätte er ihn nie vorher gesehen, meinte Heinz:

»Ja, 'n halbes Jahr . . .«

»Wo haben Sie denn Ihre Frau kennengelernt?« fragte der andere ganz harmlos.

Heinz Marquardt wurde auf einmal dunkelrot.

Der Kommissar begriff sofort und meinte mit gespannter Miene:

»Meine Frage scheint Ihnen nicht angenehm zu sein?«

Heinz Marquardt zuckte die Achseln.

»Was heißt: nicht angenehm? . . . Ich habe Trude auf 'n Ball kennengelernt, sie war da mit 'm Kollegen von mir aus meinem Büro.«

»Ach, und dem haben Sie sie weggeschnappt?«
Bendemann lachte.

Peinlich berührt meinte Heinz Marquardt:

»Weggeschnappt? Wie Sie wollen . . . Der betreffende Kollege wohnte damals gerade bei Trudes Mutter, die inzwischen verstorben ist, und da ging Trude eines schönen Tages mit ihm auf 'n Ball, wo ich auch war . . . irgend'n Verhältnis hat zwischen den beiden niemals bestanden . . .«

»Wenigstens wissen Sie nichts davon«, warf der Kommissar ein.

»Nein,« meinte Heinz Marquardt, sich wieder ereifernd, »es hat keins bestanden! Denn wenn eins bestanden hätte, dann hätte es mir Trude gesagt! Die verschwieg mir nichts. Von der wußte ich alles!«

Der Kommissar erwiderte darauf nichts, er fragte nur:
»Wie hieß denn der Mann?«

»Maaß«, antwortete Marquardt zögernd. Er sah deutlich, daß er jetzt seinem Kollegen Unannehmlichkeiten bereitete.

»Und ist er noch bei Ihnen im Büro?«

»Ja.«

»Wissen Sie auch zufällig, ob er gestern während der Zeit, wo . . . wo das Verbrechen etwa passiert ist, wo sich der Herr Maaß da aufgehalten hat?«

Heinz Marquardt schwieg.

»Also er war nicht im Büro?« fragte Bendemann

lauernd.

»Nein«, erwiderte Heinz, der das Wort mühsam herausbrachte.

Der Kommissar wandte sich um nach seinem Kollegen, als wollte er fragen:

»Hast du gehört, Hartmuth?«

Der andere Beamte, der am Tische stand und aufmerksam lauschte, nickte mit dem Kopf. Statt seines Kollegen nahm er jetzt das Wort.

»Haben Sie denn ein besonderes Interesse an diesem Maaß, Herr Marquardt?«

»Das nicht,« sagte Heinz, »aber . . . der arme Kerl ist heute noch traurig darüber, daß er damals den kürzeren gezogen hat, ich möchte ihm nun nicht obendrein noch Unannehmlichkeiten machen.«

Kommissar Hartmuth lächelte ironisch.

»Das werden nicht die schlimmsten Unannehmlichkeiten sein . . . War er gestern den ganzen Tag nicht im Büro?«

»Nein, vormittags war er da . . . Erst nach dem Frühstück, was wir für gewöhnlich so um eins, halb zwei halten, wir gehen da manchmal runter und trinken 'ne kleine Weiße, und ich habe dann oft in der Budike an meine arme Trude telephoniert . . . wie wir wieder oben kamen gestern, war er nicht da. Er hatte sich entschuldigt, sagten die anderen, er wäre krank.«

»Und ist auch nachmittags nicht wiedergekommen?«

fragte Bendemann.

Heinz Marquardt schüttelte den Kopf.

»Na, den werden wir uns vor allen Dingen mal langen«, meinte Bendemann. »Du könntest mal gleich runterfahren, Hartmuth. Nimm dir aber für alle Fälle noch jemand mit.«

Kommissar Hartmuth winkte mit der Hand und wollte eben das Zimmer verlassen, als es klingelte. Gleich darauf betrat der Geheimrat von Rohde das Zimmer.

»Jetzt können Sie gleich Ihren Wunsch vorbringen«, sagte Bendemann leise zu Marquardt, und dieser besann sich auch nicht einen Augenblick.

Mit einer Verbeugung gegen den Geheimrat brachte er sein Anliegen vor.

Der Geheimrat betrachtete ihn eine Weile durch seine scharfen Brillengläser, über die die borstigen Augenbrauen noch etwas hinauswuchsen, dann sagte er:

»Das macht Ihrem Herzen alle Ehre, junger Mann, was Sie da wollen. Aber es jeht nich! Jeht absolut nich! . . . Würde den janzen Betrieb erschüttern . . . Nee, wahrhaftig, können wir nich machen! . . . Wir haben Vigilanten, das sind ehemalige Verbrecher, die können uns hin und wieder was verraten, und dann bezahlen wir se, und wenn's mal im Reichstag zur Sprache kommt, dann schimpft die sojenannte Linke schon so wie so darüber . . . Nu noch 'n anderes Laienelement reinbringen, nee, junger Mann, 's jeht wirklich nich . . . Is

ja sehr nett von Ihnen, aber das müssen Sie nun schon uns überlassen . . .«

Heinz Marquardt erwiderte kein Wort. Er ging wieder zurück ans Fenster, sah hinaus, hinüber zur anderen Seite, wo neben dem Giebel des Seitenflügels die Felder sich hinbreiteten, die im grauen Nebeldunst verschwammen, dann wandte er sich an den Kriminalkommissar und fragte diesen mit einer gleichgültigen tonlosen Stimme, ob er jetzt gehen könne.

»Ja, vorläufig werde ich Sie wohl nicht brauchen,« meinte Bendemann, »aber später müssen Sie wieder hier sein.«

Heinz Marquardt nickte, setzte seinen Hut auf und verließ das Zimmer.

* * *

Alfred Maaß lag nach einer durchzechten Nacht noch im Bett, als seine Wirtin anklopfte und ihm zurief, draußen wären zwei Herren, die ihn zu sprechen wünschten. »Gleich,« sagte er übellaunig, »ich komme gleich!«

Dann erhob er sich mit schweren Gliedern und wüstem Schädel und dachte mit trostlosen Empfindungen an die gestrige Nacht und an das Geld, das ihn seine Kneiperei gekostet hatte.

Er war absolut nicht imstande gewesen, gestern

nachmittag wieder ins Bureau zu gehen. Das Renkontre mit Marquardt hatte ihn zu sehr verstimmt. Er haßte diesen Menschen. Und obwohl seine Vernunft ihm riet, diesen im Grunde doch törichten Groll fahren zu lassen, bekam er es nicht fertig, dem Kollegen ein freundliches Wort zu gönnen, und ergriff jede Gelegenheit begierig, wo er dem andern schaden konnte.

Das alles ging ihm durch den Kopf, als es jetzt wiederum klopfte und eine ihm fremde Stimme gebieterisch Einlaß forderte.

»Machen Sie auf!«

»Wer ist denn da?« fragte Alfred Maaß verwundert.

»Sie sollen aufmachen!« wiederholte der andere sehr energisch, »wenn Sie nicht wollen, daß ich durch einen Schlosser öffnen lasse.«

Nun fuhr Alfred Maaß, der noch immer in mißmutigem Nachdenken auf der Bettkante gesessen hatte, rasch in seine Beinkleider und schob erschrocken den Riegel zurück.

Der erste der beiden Männer, die ins Zimmer traten, hielt ihm eine ovale Blechmarke entgegen und sagte:

»Ich bin Kriminalbeamter, Sie sind verhaftet.«

Alfred Maaß wurde totenbleich. Der Kater, der ihn peinigte, machte ihn unfähig, diesem ganz unerwarteten Ereignis mit Fassung standzuhalten. Seine Knie schlotterten, er lief im Zimmer hin und her und suchte an Plätzen, wo sie gar nicht lagen, seine Sachen.

Plötzlich blieb er stehen, sah den Kommissar Hartmuth, der mit ernstem Gesicht die Tür flankierte, voll an und fragte;

»Weshalb denn? Was soll ich denn gemacht haben?«

»Das werden Sie selbst wohl am besten wissen . . .
Übrigens machen Sie keine Umstände und ziehen Sie sich an! Sonst muß ich Sie mitnehmen, wie Sie sind.«

Nun fing Maaß, dessen ängstliches Gemüt besonders in der überreizten Stimmung, in der er sich augenblicklich befand, den Ausweg nicht fand aus dieser ihn so sehr überraschenden und bedrohlichen Situation, an zu weinen.

Der Kriminalkommissar nickte seinem Unterbeamten, dem Schutzmann Westrang, zu, als wollte er ihm sagen: Den haben wir!

Aber Alfred Maaß besann sich gleich wieder auf sich selbst, er fuhr mit dem Hemdärmel über das Gesicht und sagte, halb lachend:

»Ach, ich bin ja verdreht! . . . Was rege ich mich denn da so auf! . . . Ich habe doch nichts getan? . . . Meinetwegen verhaften Sie mich, wenn Ihnen das Spaß macht, Sie werden mich bald genug wieder freilassen müssen!«

Und nun fand er auch seine Ruhe wieder, zog sich flink an und folgte den Beamten, die ihn in ihre Mitte nahmen, hinab zur Droschke.

Sie brachten ihn nach dem Alexanderplatz. Auf dem

Präsidium, wo mittlerweile auch Kommissar Bendemann eingetroffen war, wurde er von diesem und Hartmuth sofort verhört.

Vorher hatte man ihn, als des Mordes verdächtig, in einer besonders festen Zelle untergebracht, die ein Aufseher fortwährend zu observieren hatte.

Und dem kleinen Bureagehilfen war es eine Erleichterung, als ihm endlich mitgeteilt wurde, weswegen er sich hier befand.

Blaß, aber mit entschlossenem Gesichtsausdruck, trat er, von dem Aufseher geführt, in das Zimmer der beiden Kriminalbeamten.

»Na,« sagte Bendemann, »wollen Sie nun nicht lieber von vornherein ein offenes Geständnis ablegen, glauben Sie mir man, das Leugnen nutzt hier gar nichts, und Sie sind ja auch schon so gut wie überführt . . .«

»Darf ich fragen, welchen Verbrechens?« fragte der Bureauschreiber mit großer Ruhe.

»Na, das scheint ja n' ganz Abgebrühter zu sein«, meinte Hartmuth. Aber der Kommissar Bendemann winkt ihm mit der Hand und sagte, dem kleinen Maaß fest in das pockennarbige Gesicht sehend:

»Sie stehen im Verdacht, die Frau Ihres Kollegen Marquardt ermordet zu haben.«

Alfred Maaß wäre beinahe umgefallen. Er schwankte und tastete mit den Händen nach einem Stuhl. Dann lehnte er sich an ein Regal und sagte tonlos:

»Ich? . . .«

Mehr brachte er nicht heraus, der Tod der Frau, für die sein Herz heute noch so wie vor Jahresfrist schlug, hatte ihn fast niedergeworfen und sein Herz gelähmt.

Der Kommissar Bendemann nickte langsam mit dem Kopf.

»Ja, ja, darauf waren Sie wohl nicht vorbereitet, daß der Verdacht auf Sie fallen würde, aber uns täuscht man nicht, selbst wenn man einen Raubmord inszeniert, mein Lieber . . . Aber nun hören Sie mir mal aufmerksam zu, was ich Ihnen jetzt sage: ich sehe das alles ganz deutlich vor mir: Gestern nachmittag haben Sie plötzlich Sehnsucht bekommen nach der armen Frau. Sie konnten es nicht mehr aushalten und gingen hin. Wer weiß, was Sie sich dabei gedacht haben. Ein Mensch, der verliebt ist, ist ja unzurechnungsfähig. Und ich glaube auch gar nicht, daß Sie von vorherein die Absicht gehabt haben, die Frau zu ermorden. Sie wollten sie wiedersehen, hofften vielleicht, sie würde ihrem Manne untreu werden, was weiß ich! . . . Na, und da sind Sie hingegangen, die Frau hat Sie natürlich reingelassen, als Kollegen ihres Mannes. Sie haben angefangen, in sie zu dringen, die Frau Marquardt hat Sie in Ihre Schranken gewiesen, dann sind Sie immer heftiger geworden in Ihren Bitten und Beschwörungen, schließlich hat Ihnen die arme Person die Tür gezeigt, und da haben Sie in Ihrer Rage die unselige Tat begangen . . . Nicht wahr, es ist so?«

Alfred Maaß schüttelte nur den Kopf.

»Die arme Trude! . . . Die arme Trude!«

»Also Sie gestehen es ein, daß Sie der Täter sind?«

»Was, ich?« In die matten Augen des kleinen Bureauehilfen trat plötzlich ein stechender Glanz, er reckte den Kopf vor und hob sich ganz hoch auf den Zehenspitzen:

»Sie sind wohl verrückt, was? Sie haben wohl 'n Vogel?!«

»Na, hör' mal, Bürschchen,« unterbrach ihn Hartmuth, dicht an Maaß herantretend, »erlaube dir hier gar keine Frechheiten, du! Sonst gibt's Backpfeifen wie Lehmpatzen!«

»Von Ihnen, von Ihnen?« Maaß schrie jetzt ganz laut. »Das sollen Sie sich bloß einfallen lassen! Sie! . . . Mich hier aus dem Bette zu holen und mich zu beschuldigen, ich soll 'n Mord begangen haben, solche Verrücktheit! Ich wer' Sie verklagen, Sie, versteh'n Se!«

Der Kommissar Bendemann hielt den Kollegen, der schon seine Drohung zur Tat machen wollte, zurück, gab dem Aufseher ein Zeichen und sagte:

»Führen Sie den Gefangenen ab! . . . Er wird gefesselt.«

Wenige Minuten später saß Alfred Maaß in einer besonders festen und zur fortwährenden Beobachtung eingerichteten Zelle, mit einer Kette gefesselt, die von seiner rechten Hand bis zum Fuß hinabreichte.

Er saß eine ganze Zeitlang auf dem dreibeinigen Holzchemel vor dem weißgescheuerten Tisch und starrte in halber Bewußtlosigkeit vor sich hin . . . War das möglich, ein Mensch, der gar nichts getan hat, wird plötzlich in seiner Wohnung aus dem Bett geholt, auf die Polizei geschleppt und gefesselt ins Gefängnis geworfen?!

Mit einem Male fuhr er empor. Sich mit der freien Rechten an den Kopf schlagend, rief er ganz laut:

»Das war Marquardt! . . . Der Lump, der Spitzbube, der Gauner! Also darum hat er mich gestern so angesehen . . . Aber warum bloß, warum? Ich hab' ihm doch nichts getan?! . . . Er mir doch, er hat sie mir doch bloß zu verdanken, die Trude! . . .«

Und plötzlich fiel ihm der Mord ein.

». . . Ach, sie ist ja tot!« Er sagt es leise im Tone einer tiefen und aufrichtigen Trauer. Und das Bild der Ermordeten stieg vor ihm auf und mitten in seinem eigenen, großen Unglück dachte er nur noch an sie, die gestorben war, ohne daß er noch einmal in ihr geliebtes Gesicht hatte sehen dürfen, ohne noch einen Blick oder einen Händedruck von ihr zu empfangen.

Und dann stieg es gallebitter in seiner Seele auf. »Warum hat sie mich nicht genommen? Bei mir wäre ihr das nicht passiert. Bei mir wohnte sie mit meiner Mutter zusammen, und die hätte sie behütet wie ihr eigenes Kind.« – Denn er hatte sich längst vorgenommen, wenn

er einmal heirate, wollte er seine alte Mutter zu sich nehmen, die irgendwo in der Provinz von einer kleinen Witwenpension lebte.

Aber dieser Marquardt hatte ihn schön hineingelegt . . . Natürlich würde er sein Alibi nachweisen, und damit würde diese ganze lächerliche Beschuldigung in nichts zerfallen! . . . Aber warum hatte ihn Marquardt beschuldigt? War dieser erbärmliche Mensch es etwa selber gewesen?

Er sann und sann. Doch all sein Nachdenken führte ihn immer wieder nur an die Bahre der armen Frau zurück, die er so sehr geliebt hatte.

Im Betriebsbureau waren die Herren heute ausnahmsweise früh und vollzählig versammelt. Die große Sensation des Tages, die erst gestern abend, kurz vor Schluß der Bureaustunden, bekanntgeworden war, lockte sie, wie der Speckbrocken die Mäuse.

Maaß war verhaftet!

Er hatte Marquardts Frau ermordet!

Warum? . . . Aber, das wissen sie nicht? Die schöne Trude hat doch schon Gott weiß wie lange ein Verhältnis mit dem Rotkopf! . . . Wie, was? . . . Es ist nicht wahr? Mein Gott, Sie haben's ja stets mit dem kleinen sommersprossigen Ekel gehalten! . . . Verbitten! . . . verbitten können Sie sich, was Sie wollen! 'n anständiger Mensch verteidigt keinen Mörder!«

Ein paar von den jüngeren Beamten hätten sich beinahe geprügelt. Und die Aufregung, die sich des ganzen Bureaus bemächtigt hatte, war so groß, daß man Marquardts Kommen beinahe übersehen hätte. Der alte Bureaudiener bemerkte ihn zuerst und machte die Herren aufmerksam.

Nun sprangen alle von den Kontorböcken, jeder wollte der erste sein, der dem Kollegen kondolierte. Und alle wunderten sich, daß der sehr blasse junge Mann so teilnahmslos, so stumm, so gar nicht »traurig« aussah.

Er wartete gar nicht, bis er die Beileidsbezeigungen aller entgegengenommen hatte, sondern fragte mittenhinein, ob der Direktor schon in seinem Bureau sei.

Und als er hörte, dieser sei soeben gekommen, machte er sich fast brutal los und ging hinein zu ihm.

Sobald die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, tadelten ihn einzelne der Kollegen, und eine leise, aber eifrige Unterhaltung beschäftigte sich nur mit Marquardt, der nach kurzer Zeit wieder an der Seite des Direktors heraustrat und sich mit stummem Gruß rasch entfernte . .

.

An diesem Tage war die Luft nebelig und der Himmel hing voller Schneewolken. Als Heinz Marquardt aus dem Bureau auf den sehr langgestreckten Fuhrhof trat, sah er eine ganze Weile dem Treiben der Lastfuhrwerke zu, die hochbeladen und von den oft athletischen Rollkutschern geführt, ihre Kisten und Ballen an den überdachten

Rampen der Riesenspeicher abladen, um dann leer im strammen Trabe vom Hof zu rasseln. Oben auf der Frachthockte, wie ein Äffchen, der »Rollmops«, und manchmal lief auf dem leeren Wagen ein Spitz hin und her. Dazwischen rannten die Ablader umher, man hörte das Rufen der Bodenmeister, und draußen vor dem den Hof abschließenden Eisengitter, dessen Tore jetzt weit offen standen, lungerten die in Berlin stets reichlich vorhandenen Neugierigen. –

Heinz Marquardt blickte nachdenklich ins Gewühl. All das war ihm vielleicht nie so klar und deutlich vor Augen getreten wie gerade heute! . . . Aber je greller und je schärfer umrissen er die Konturen des ganzen Bildes sah, desto mehr ward er sich auch bewußt, wie wenig ihn das alles jetzt noch interessierte . . . Früher war es sein stiller Traum gewesen, einst wirklicher Spediteur zu werden, nicht Schreiber im Speditionsbureau, sondern der Spediteur selbst, der Mann, der diesen ganzen, massenhaften Verkehr dirigiert und dessen Augen, während er zwischen Rollkutschern und Kollis steht, als bedeute er gar nichts, doch den Schiffsverkehr und das Eisenbahnnetz der ganzen Welt umfassen.

Der Traum war aus! Zerstoben in einer Nacht! Mochten andere in diesem Berufe glücklich sein und vorwärtskommen – er hatte mehr zu tun! . . . Vorläufig wenigstens. Später, wenn seine Mission erfüllt war, wenn sein Herz wieder Ruhe hatte, dann wollte er sehen, was er

anfinge. . . . Jetzt galt all sein Denken der armen Trude, die sie fortgeholt hatten nach der Morgue, um durch die Sektion die Todesursache festzustellen . . .

Hahaha! . . . Heinz Marquardt lachte dumpf in sich hinein. Das war allerdings sehr wichtig! . . . Wichtiger, wie den Hund zu fangen, der . . .

Heinz setzte sich plötzlich in schnelle Bewegung. Sein grenzenloser Zorn, der ihn die Zähne aufeinanderbeißen ließ, trieb ihn vorwärts . . . Seine Hilfe, natürlich, die hatte man abgelehnt, aber dafür war er heute schon zum dritten Male aufs Präsidium bestellt, um da verhört zu werden . . . gestern hatte man ihn mit Maaß konfrontiert . . . ha! Der arme Kerl! Der sollte es nun durchaus gewesen sein! . . . Er für sein Teil glaubte nicht daran!

Das hatte er auch eben noch seinem Betriebsdirektor gesagt, der ihn mit einer fast väterlichen Anteilnahme zu trösten versuchte.

»Ich danke Ihnen, Herr Betriebsdirektor,« hatte Marquardt erwidert, »ich danke Ihnen sehr! . . . Aber mich kann nur eins trösten: wenn man den Mörder findet! So lange schmeckt mir kein Bissen Brot. Ich kann nicht schlafen, und ich habe nirgends Ruhe. Ich glaube auch nicht, daß ich jetzt schon wieder arbeiten könnte.«

»Aber das sollen Sie ja auch gar nicht!« wehrte Herr Weckerlin ab, »keine Idee! Bin ich denn ein Barbar, daß ich so was von Ihnen verlangen sollte? . . . Beruhigen Sie sich, lassen Sie Ihrem Schmerz Zeit, sich zu besänftigen .

. . und wenn Sie in acht Tagen sich wieder mal sehen lassen wollen, daß wir wissen, wo Sie sind, daß es Ihnen gut geht . . . mehr verlange ich nicht! . . . Nein, wahrhaftig, ich wünsche Ihnen nur, daß Sie's bald überwinden . . .«

Dabei hatte ihm der alte Herr die Hände gedrückt, gar nicht wie ein Vorgesetzter . . . Freilich, der Betriebsdirektor hatte stets Achtung gehabt vor ihm als seinem fleißigsten Angestellten. Und Heinz Marquardt wunderte sich selbst, daß die Devotion, von der er früher ebensowenig frei war wie seine Kollegen, dahin war, daß sich dieser krumme Rücken jetzt so gerade gezogen hatte bei ihm . . . Der Schmerz, dieses tiefe, unstillbare Weh, das in solcher Stärke nur der Tod eines geliebten Menschen auszulösen vermag, und die Rache, die er wie eine harte und doch stolzmachende Pflicht auf seinen Schultern fühlte, die hatte ihn wachsen lassen und ihn frei gemacht von aller Menschenfurcht!

Er wollte auch nicht mehr weinen! Seine Augen waren trocken und sein Herz steinern geworden. Nur eins quälte ihn: er brauchte Geld, und in seinem Besitz befanden sich wenige Markstücke.

Da entsann er sich eines Veters, der draußen in Schöneberg ein Kolonialwarengeschäft hatte . . .

Zu dem wollte er gehen. Sie hatten zwar nie viel miteinander verkehrt; aber gleichviel, bei solchem Anlaß, da konnte der's ihm ja nicht abschlagen!

Er traf den Verwandten im Laden, die Kundschaft bedienend.

War es nun mehr Neugier oder wirkliches Mitleid, der Vetter lud ihn sofort ein, mit in die hinter dem Geschäft liegende Wohnung zu kommen.

Und dort in einem kleinen einfenstrigen, nach dem Hof hinausgehenden Zimmer saß des Kolonialwarenhändlers Frau und nährte ihr junges Kind.

Heinz Marquardt sah das, und das Schluchzen stieg ihm wieder in die Kehle . . . Dies Glück hatte ihm das Schicksal ja auch versprochen gehabt . . .

Der Vetter legte dem Trauernden den Arm um die Schulter und winkte der Mutter, die er richtig als Ursache dieses Schmerzes erkannte, der bei neuem Anlaß doch immer wieder emporquoll. Die junge Frau ging hinaus, und der Kaufmann bot Heinz etwas zu trinken an.

Der Bureaubeamte schüttelte den Kopf.

»Ich komme nicht her, um euch zu besuchen,« sagte er ganz: aufrichtig, »ich wollte dich nur fragen, ob du mir dreihundert Mark borgen willst?«

Der andere zuckte zurück.

»Wozu brauchst du denn die?«

Heinz Marquardt' setzte ihm sein Vorhaben auseinander und sprach von seinem Mißtrauen gegen die Polizei. Er, er selbst wollte dem Mörder fangen!

Der andere glaubte daran nicht, und wie Marquardt ihn zu überzeugen suchte, lenkte er ab und begann von den

schlechten Zeiten zu reden und daß er ja eigentlich auch noch Anfänger sei . . . Das Geld wäre ihm, sowieso knapp und er müßte sich oft genug helfen mit Wechseln . . . sonst gewiß, recht gern . . . Aber gerade jetzt . . . zu dumm, daß Heinz nicht vor vierzehn Tagen gekommen, wäre . . .

»Da lebte meine Trude noch!« sagte Heinz Marquardt mit harter, trockener Stimme.

In dem Gesicht des Veters zuckte es. Der Mann kämpfte mit seiner Genauigkeit. Da ging die Tür wieder auf und die Frau, die wohl gehorcht hatte, kam herein und sagte leise:

»Ach, Männe, gib es ihm doch, das Geld! – Denkmal, wenn ich es wäre, die . . .« Sie fing an zu schluchzen.

Der Mann stand, sich selbst mit der verkehrten Hand über die Augen fahrend, auf, ging an seinen Sekretär und holte drei blaue Scheine heraus.

»Hier,« sagte er und reichte sie Heinz, »es wird mir nicht leicht, aber meine Frau hat recht . . . in solcher Lage, da . . .«

Und dann umarmten sich alle drei, und das Ehepaar redete ihm gut zu, und schließlich ging Heinz, zum erstenmal etwas wie einen leisen Trost im Herzen spürend. –

Zu Hause war Marquardt seit jener Nacht, wo er die Totenwache bei seiner Trude gehalten hatte, nicht mehr

gewesen. So graute ihm davor, wieder das Schloß aufzuschließen, in das er so oft voll froher, glücklicher Empfindungen den Schlüssel gesteckt hatte. Und ein Schauer packte ihn bei dem Gedanken, daß er weiter zwischen den Möbeln leben sollte, die Trudes weiche Glieder aufgenommen und ihre stille Schönheit umgeben hatten.

Sowie die Wohnung von der Polizei freigegeben war, sollte der Abzahlungshändler, dem das meiste gehörte, sein Eigentum wiederkriegen, den ziemlich wertlosen Rest wollte er zu Gelde machen. Und nur das Nähkörbchen der Toten, ein Bildchen und ein paar Bücher, die ihr gehört hatten, wollte er behalten.

Und die Photographie!

Das war das einzige, was in sein Dasein noch einen Schimmer von Glück werfen konnte: sie hatte sich vor knapp einem Monat zu seinem Geburtstag für ihn photographieren lassen . . . Das Bild stand auf dem Vertiko. An dem Morgen hatte er natürlich nicht daran gedacht, aber jetzt, jetzt war es sein heißester Wunsch! Er wollte es bei sich tragen, immer, immer! Und wenn er müde sein würde, wenn seine Aufgabe ihn ermattete, wenn er zweifeln sollte an ihrer Durchführbarkeit, dann sollte das kleine Bild ihn wieder aufrichten! Es sollte sein Talisman sein!

Schon gestern hatte er es holen wollen. Aber da hatte er sich noch nicht überwinden können, den Ort, der

solche Schrecknisse für ihn barg, wieder aufzusuchen.

Auch heute stand er lange unten auf der Straße. Aus dem Grünkramladen und nebenan hinter den Spiegelscheiben der Schlächtereier sah man ihm neugierig zu, wie er vor dem Hause auf und ab ging. Aber erst wie die Kinder sich um ihn sammelten und ihn angafften, entschloß er sich hinaufzugehen.

Nur ein Polizist, in Uniform, befand sich in der Wohnung, dort Wache haltend. Von diesem erfuhr Heinz, daß die Kommissare Hartmuth und Bendemann noch heute nachmittag herkommen würden, um noch einmal die Lokalität genau zu besichtigen. Bis jetzt hätte man keine neuen Spuren, aber alles deutete darauf hin, daß Maaß der Täter sei . . .

Marquardts Gesicht sah für einen Moment aus, als wollte er lächeln. Aber die Bitterkeit über sein Geschick und die Wunden seiner Seele, aus denen hier an dieser Stelle immer neues Blut quoll, verwischte das Lächeln und ließ seine Mundwinkel zucken in klaglosem, unerträglichem Weh.

Er ging an die Servante und blieb wie gebannt stehen: Das Bild war fort!

»Was suchen Sie denn?« fragte der Polizist.

»Ein Bild«, sagte Heinz Marquardt und war gleich darauf wütend auf sich selber, daß er diesem Menschen etwas preisgegeben hatte. Denn nachdem die Behörde seine Hilfe bei der Entdeckung des Mörders abgelehnt

hatte, war er überzeugt, die Polizei würde, wie gewöhnlich, nichts finden. Und er hatte sich fest entschlossen, alle seine Wahrnehmungen für sich zu behalten und, was er herausfand, nur in seinem Interesse zu verwerten.

Der Polizist witterte jedoch etwas.

»Was ist denn das für ein Bild, was Sie suchen?«

»Na, 'ne kleine Photographie meiner ermordeten Frau! . . .« Der Polizei rieb er dieses »ermordet« so oft er konnte unter die Nase.

»Und die stand da, auf dem Schrank?«

Heinz Marquardt zögerte. Sollte er sagen, er wüßte es nicht genau? . . . Aber nein, die Polizei würde ja doch nichts ausrichten. Wahrheitsgemäß antwortete er:

»Soviel ich mich entsinne, ja!«

»Denn muß sie also der Mörder mitgenommen haben, nicht wahr, das ist doch ganz klar!«

Heinz Marquardt sah den Beamten eine ganze Weile an, ohne ein Wort zu sagen. Dann meinte er kühl:

»Wie Sie denken . . . Aber ich will jetzt gehen . . .«

»Einen Augenblick noch!« meinte der Polizist, »ich muß doch den Herren Kommissaren Bericht erstatten. »Also auf dem kleinen Spind im Wohnzimmer hat ein Bild von der Ermordeten gestanden . . .« er schrieb eifrig in sein Notizbuch, »dieses Bild fehlt jetzt.«

Er steckte das Buch ein und sagte ernst, gewichtig und offenbar sehr befriedigt:

»Nu müßten wir bloß noch das Bild finden bei dem Kerl, dem Maaß, dann wäre alles all right . . .«

Marquardt war schon draußen. Plötzlich fiel ihm ein, daß Maaß sicherlich jetzt keine sehr angenehmen Stunden verlebte im Untersuchungsgefängnis. Er wollte ihn jedenfalls nicht noch mehr reinlegen! . . . Deswegen kehrte er nochmals um, klingelte wieder, und wie der Schutzmann öffnete, sagte er eindringlich:

»Hören Sie mal, ich glaube nicht, daß es Maaß war! Das sage ich Ihnen ausdrücklich, trotz der Photographie! . . . Ich kann mich ja doch auch irren! . . . Wie leicht kann sie jemand anders weggenommen haben! . . . Die Wohnung stand ja fortwährend offen . . .«

Aber der Beamte schüttelte überlegen den Kopf:

»I Gott bewahre! Wer wird sich an einer Photographie vergreifen? Die hat doch nur für den Angehörigen Wert! . . . Lassen Sie man gut sind, Herr Marquardt, das ist ja sehr nett von Ihnen, daß Sie keinen Unschuldigen belasten wollen. Aber die Behörde, die läßt sich so leicht nicht irre machen! . . . Wenn die erst mal 'ne Spur hat, dann find't se so'n Kerl auch, dann kann er sich in 'n Rattenloch verkrauchen!«

Achselzuckend ging Marquardt fort.

Wie er über die dritte Etage hinabstieg, öffnete sich plötzlich eine Tür zu seiner Rechten.

Im Rahmen stand ein Mädchen, das eine Nachtjacke über einen roten Unterrock trug. Sein schwarzes Haar

war unordentlich, als wäre es noch nicht lange aufgestanden, und an den kleinen hübschen Füßen, die in weißen, durchbrochenen Strümpfen staken, hatte es viel zu große ausgetretene Pantoffel.

Es hielt den Zeigefinger der linken Hand fest auf die vollen, ein wenig blassen Lippen gepreßt und winkte mit der Rechten dem jungen Mann, der stehen blieb und in seinem Gedächtnis suchte, wo er dieser Person schon einmal begegnet wäre.

Und plötzlich fiel es ihm ein: er sah das Zimmer wieder, in dem seine Trude auf dem blutbesudelten Bette lag, die schwelende Lampe sah er und sah diese Kleine, Dicke da hereinschlüpfen mit ihrem schwarzen Haarschopf, der ihr so tief in die Stirn hineinwuchs.

Was hatte sie doch zu ihm gesagt? . . . Sie wüßte etwas . . . oder? . . .

»Kommen Sie doch rein!« sagte sie, sich ein wenig vorbeugend, ganz leise zu ihm, der noch immer, die Hand am Geländer, dastand.

Da trat er rasch in die Tür, die sie schnell hinter ihm ins Schloß drückte.

* * *

Mit eigentümlichen Empfindungen folgte Heinz Marquardt dem Mädchen durch den dunklen Korridor und trat dann in das geräumige Vorderzimmer, das sie vor

ihm öffnete. Hier waren die gelben Vorhänge noch zugezogen, und das Licht des Wintertages fiel schwach in den etwas dämmrigen Raum. Es war eines jener Zimmer, dessen Wände von schlechten Öldruckbildern, großen japanischen Fächern in schreiend bunten Farben und ein paar Makartbuketts bedeckt sind, deren billige Muschelmöbelgarnitur auf einem ordinären Teppich placiert ist und die fast immer dasselbe aufdringlich starke Parfüm haben. Neben dem großen noch ungemachten Bette befand sich ein Nachttischchen, auf dessen Platte eine Flasche Likör, gebrauchte Gläser, Kekse und Zigaretten standen.

Heinz Marquardt streifte alles das kaum mit einem Blick. Die Gier, die ihn beseelte, verlangte nur nach Aufklärungen, nach Spuren des Verbrechers.

Die Augen des Mädchens glänzten, und ihre Wangen waren gerötet, als sie den jungen Mann bat, sich zu setzen.

»Was will sie bloß?« dachte Heinz Marquardt, »sie wird doch nicht etwa glauben, daß ich ihretwegen hierher gekommen bin?«

Und die Umgebung begann ihm peinlich zu werden. Er wünschte sich fort und wäre gewiß nicht so rücksichtsvoll gewesen, auch nur eine Minute zu bleiben, hätte er nicht gehofft, schließlich doch noch etwas Wissenswertes zu erfahren.

Sie mochte das dunkel ahnen, und wie er jetzt

aufstand, nicht um fortzugehen, sondern nur, weil seine innere Unruhe ihn nicht sitzen bleiben ließ, da sagte sie, die Hände wie bittend erhebend:

»Ach nein! . . . Bleiben Sie doch . . . Ich habe Ihnen wirklich was zu sagen.«

»Ja, ja.« erwiderte er, nun auch ein bißchen vorlegen, »ich bleibe ja hier . . . Was is es denn? . . .«

Er sah sie forschend an, und sie merkte an seinem Blick den Schmerz und die Verzweiflung, die diesen Mann noch immer in ihren Krallen hielten.

»Es tut mir so leid,« sagte sie, und ihre sonst ein wenig harte Stimme bekam einen weichen, fast zärtlichen Ton, »ich habe Ihre Frau ja auch gekannt, Herr Nachbar . . . Sie hat mir immer gegrüßt, wenn sie die Treppe runter kam . . .«

»Ja, ja . . .« Das war alles, was er sagen konnte. Das Weh kam wieder so über ihn, daß er sich nicht halten konnte und ein paarmal laut aufschluchzte.

Da trat diese arme kleine Dirne neben ihn und legte, ohne ein Wort zu sagen, den Arm um seine Schulter und hielt ihn so, bis er ruhiger wurde und mit erwachendem Eifer zu fragen begann, was sie wüßte.

Sie besann sich ein bißchen, und dann begann sie zögernd:

»Sie wissen doch, Herr Marquardt, wer ich bin . . .« Ein verlegenes Lachen und dabei doch ein kokettes Wiegen in den Hüften. »Na ja! . . . Das is nu mal so,

daran läßt sich auch nix ändern. Ich hab's oft genug versucht, Arbeit zu kriegen, aber entweder sie wollen mich nich oder de Arbeit schmeckt mir nich . . . Wenn man so lange nischt mehr getan hat, denn is es nämlich schwer . . .«

Wieder dieses verlegene Lachen, dann ging Ernestine Augst an den Nachttisch, zündete sich eine Zigarette an und hielt ihrem Besuch die Schachtel ebenfalls hin. Der lehnte ab.

»Na, nu sehn Se mal, Herr Marquardt, ich bin ja schließlich auch nichts Besseres wie die andern. Wo's so viele sind, da kommt's auf eine mehr' oder weniger ja auch nicht an. Wenn mein Vater leben geblieben wäre, ja denn . . . Aber mit meine Mutter habe ich mich nich verstehen können. Da flog ich raus. Nachher als Dienstmädchen . . .«

Sie hatte sich auf die Sofalehne gesetzt und ließ die Füße, von welchen die Pantoffel herabhingen, herunterbaumeln.

». . . Na, mit einem Wort, es ist ja immer dieselbe Geschichte, und es wär' ja auch alles noch nicht so schlimm, aber das Schlimmste sind die Bräutigams . . . Unsereine will doch auch mal das Gefühl haben, daß sie einer wirklich lieb hat . . .«

Ihr Blick hatte sich ganz nach innen gerichtet. Heinz Marquardt, der ihr gespannt zuhörte, merkte, daß sie jetzt nicht mehr für ihn, sondern für sich selber sprach.

» . . . Natürlich, eigentlich ist es ja damit auch nichts! Denn die wollen doch auch weiter nichts wie unser Geld, aber sie tun doch wenigstens so, als wenn sie einen lieb hätten und eifersüchtig auf die Mächens wären. Und denn haben sie alle eenen, und darum hatte ich auch einen. Natürlich, jetzt habe ich keinen mehr . . .!«

Weshalb das so natürlich war, das sagte sie nicht, aber Heinz Marquardt meinte eine Empfindung von dem zu haben, was sie dabei dachte, und unwillkürlich rückte er mit den Schultern, als sei ihm etwas sehr unangenehm.

Und sie empfand auch das wieder mit dem Instinkt des Weibes, das sich mit einer noch unerkannten und selbst unbewußten Neigung zu einem Manne hingezogen fühlt, deswegen setzte sie schnell hinzu:

»Ich will ooch keenen wieder! Überhaupt keenen, denn schließlich sind die Männer doch alle egal, und wenn sie zuerst noch so nett sind, nachher malträtieren sie einen und schlagen einen so lange, bis man nich mehr leben möchte . . .«

Heinz Marquardt bettachtete sie wie ein Rätsel. Er hatte schon früher die eine oder die andere dieser Art kennengelernt, aber er hatte sich niemals Gedanken darüber gemacht, ob und was für Empfindungen diese Mädchen haben. Ein leises Interesse für sie ergriff ihn, und er gab dem schüchtern Ausdruck.

»'s ist doch eigentlich schade!« sagte er, »so'n nettes Mädchen wie Sie sind . . .«

»Helf er sich, kleine Maus,« meinte sie mit einem leichtfertigen Lachen, »ich muß nun schon mal so verbraucht werden, wie ich bin . . . Aber darum habe ich Ihnen ja nicht reinrufen . . .«

»Nein, nein!« Er schnappte sofort wieder in seine Idee ein und fragte, dicht an sie herantretend:

»Wissen Sie denn wirklich etwas? . . . Was denn?«

Sie wiegte den Kopf hin und her, daß ihre schwarzen, schweren, jetzt aufgelösten Haare in dicker Welle von einer Schulter zur anderen glitten und sagte:

»Ich weeiß ja selber nichts, aber seh'n Se mal, was ich vorhin von die Kerls gesagt habe, das konnten Sie sich doch denken, daß es nich so ganz zufällig war.

Ich hatte doch einen und hab'n so lange gehabt, bis er mir derartig mit's Messer verarbeit't hat, daß ich vier Wochen in de Klinik liegen mußte . . . Hier . . .«

Sie zeigte auf die fürchterliche Narbe, die ihren üppigen, mattroten Mund zerteilte. »Das ist der Denkkettel, den er mir gelassen hat. Da war's aber auch Ebbe, da habe ich ihn vermasselt,¹ daß er hochgegangen ist wien' Luftballon² . . . Bloß nachher uf die Fahrt von Moabit nach de Rummeline,³ da is er getürmt⁴, und die ganze Polente⁵ stand da wie Seebach mit de Klöße . . .«

»Sie haben ihn also nich wiedergekriegt?« fragte Heinz Marquardt, ohne daß er vorläufig sah, was diese Erzählung mit seiner Sache zu tun haben sollte.

»Nee«, lachte das Mädchen, und aus ihrem Gelächter

klang der Stolz, mit dem sie auch heute noch an den einst Geliebten dachte.

»Und dabei geht er ganz frech in die Cafés,« fuhr sie fort, »ich seh'n die Woche manchmal drei-, viermal, aber er hat sich'n Schnurrbart abnehmen lassen und das Haar schwarz gefärbt . . .«

»Aber was hat der denn damit zu tun?« konnte sich Marquardt jetzt nicht enthalten zu fragen.

»Ne ganze Masse! Natürlich, er selbst is' nich gewesen, aber die blaue Lotte, mit der er neulich Abend mal ins Theater war, die hat mir was verdibbert⁶« . . . Da is noch so einer, der war früher auch Kaufmann oder Beamter oder so was und der . . .«

Sie sah Marquardt eine ganze Weile starr an.

»Na, was denn?« fragte er . . . »Was denn?«

»Ja, ich weiß nich, ob ich Ihnen das sagen soll? . . .«

»Aber gewiß«, er ergriff ihre Hand und sprach ganz eindringlich. »Alles, jedes Wort will ich wissen, was die gesagt hat!«

»Nee, aber Sie werden denn böse sein mit mir?«

»Wahrhaftig nicht!« Er legte betuernd die Hand aufs Herz, »ich bin Ihnen ewig dankbar und will wahrhaftig alles tun für Sie, was in meinen Kräften steht!«

Sie lachte kurz auf. »Was dis schon sein wird! . . . Aber darum tue ich es ja auch gar nich. Wissen Sie, Herr Marquardt, Sie tun mir leid und eigentlich noch mehr Ihre arme Frau . . .«

»Ja, ja,« . . . sagte er und faltete unwillkürlich die Hände, »aber nu sagen Sie doch, was hat die denn gesagt, die . . .«

»Die blaue Lotte, meenen Se? Na, wenn Sie's denn durchaus wissen wollen und sind mir auch nich böse . . .«

Sie sah ihn noch einmal zweifelnd an, worauf er ihr mit energischem Kopfschütteln antwortete.

». . . Denn will ich's Ihnen sagen: Der andere, was der Freund von meinen war, der hat Ihre Frau schon gekannt, wo Sie noch gar nichts von ihr wußten.«

Zum erstenmal, seitdem sein Weib auf eine so entsetzliche Weise ums Leben gekommen war, lachte Heinz Marquardt. Und er lachte hell auf und lachte immer wieder, so daß das Mädchen ordentlich böse auf ihn wurde.

»Sie glauben's wohl nicht?« fragte sie ihn.

»Nee,« sagte er, »wenn ich alles glaube, aber das glaube ich nicht. Ach, was heißt da überhaupt glauben! Das Leben meiner Trude hat immer wie ein aufgeschlagenes Buch vor mir gelegen, bis in ihre Kindheit zurück weiß ich alles, was sie erlebt und getrieben hat . . . Und wenn sie schon wirklich mal irgendeine kleine Poussade gehabt hätte, von der ich nichts wußte, aber mit einem Menschen aus Ihren Kreisen – nee, wahrhaftig, das ist geradezu komisch . . . Ist das alles, was Sie mir sagen wollen?«

Sie nickte. »Ja, und das ist 'ne ganze Menge, glaube

ich. Aber natürlich, weil wir alles keine Menschen sind und weil Sie uns verachten, darum glauben Sie das nicht! Und darum werden Sie auch nichts rauskriegen, ebensowenig wie die Polizei was rauskriegt, denn die würde überhaupt keinen fassen, wenn nicht hin und wieder eine von die Mächens ihren Liebsten verpfeifen täte oder so'n Achtjroschenjunge, der seine Brüder verrät, weil er Maure hat vor die Jreifer.«

Heinz Marquardt ging im Zimmer auf und ab, was das Mädchen da zuletzt sagte, das leuchtete ihm vollkommen ein: um ein Verbrechen, und besonders eins von den großen, auszuspiiren, dazu mußte man mit den Verbrechern leben, mußte mitten unter ihnen sein, unerkant und scheinbar ganz zu ihnen gehörig. Aber daß seine Trude mit einem von diesen Strolchen bekannt gewesen sei oder gar in einem Verhältnis zu einem von diesen Menschen gestanden haben sollte, nein, das war zu lächerlich, das war töricht, darüber auch nur ein Wort zu verlieren. Denselben Unsinn hatte die Polizei ja auch schon geglaubt. Und selbstverständlich, nur nicht er, jeder andere konnte daran glauben! Aus dem einfachen Grunde, weil sie alle die Trude nicht kannten! Weil keiner von ihnen wissen konnte, welch eine ehrliche, goldklare Seele diese Frau besessen hatte; wie in dem Herzen seiner armen Toten so wenig Falsch gewesen war, daß selbst ihr Blick nicht hatte lügen können und daß sie sogar in Dingen, auf die gar nichts ankam, ihm auch nicht

das geringste hatte verheimlichen können.

»Und weiter wissen Sie nichts?« fragte er noch einmal.

»Nein«, erwiderte das Mädchen, deren schwarze Augen ihn nicht losließen.

Und der Mann fühlte, wohin ihre Gedanken sich wendeten und wie das Wohlgefallen schüchtern von ihr zu ihm hinübertastete.

Da ergriff ihn ein so heftiger Widerwille, der sich mit einer Art von Angst vor jeder Zärtlichkeit mischte, daß er nicht bleiben konnte. Er nahm seinen Hut, riß fast die Tür auf und ging schnell durch den dunklen Korridor, in dem er sich an einem Spinde stieß, hinaus.

Sie folgte ihm bescheiden, gedemütigt und murmelte Worte, die er nicht verstand.

Erst auf der Straße fühlte er sich erleichtert. Und da eist fiel ihm ein, daß er das, weswegen er dieses Haus noch einmal betreten, nicht gefunden, daß er auch das letzte Andenken mit dem kleinen Bilde, das gestohlen oder verlorengegangen war, eingebüßt hatte. Er fühlte sich grenzenlos unglücklich, und in dieser schrecklichen Einsamkeit, die sich so plötzlich über sein Herz gebreitet hatte, verlor er für einen Augenblick all seine Kraft und Energie.

Dann aber biß er die Zähne aufeinander und ging, seine Schritte beschleunigend, immer schneller dahinstürmend, mit finsterem Gesicht seiner Rache nach.

Acht Tage später ging Heinz Marquardt zögernd wieder in sein Bureau. Er hatte gehofft, Direktor Weckerlin würde ihn auch noch weiterhin dispensieren, aber er irrte. Für das Bureau war die Tat geschehen und fast vergessen. Höchstens Maaß interessierte noch. Marquardts ernstes, karges Wesen begriff man wohl – er trug ja Trauerkleidung! –, aber welcher Grund ihn auch jetzt noch von der Arbeit hätte abhalten sollen, das sah niemand ein. Der Herr Betriebsdirektor schon gar nicht. Der sprach noch ein wenig von dem heilenden Einfluß der Zeit, die alle Wunden schließt, und von der Jugend Marquardts, der ja noch so viel erleben, so manchen Trost finden könne . . . Es klang fast wie Neid aus diesen Worten des alten Herrn, Neid auf die Jugend, für die, wie er offenbar glaubte, jeder Schmerz erträglich und kein Verlust unersetzlich war.

Heinz Marquardt ging still auf seinen Platz und arbeitete wie früher. Nur nicht mehr mit der alten Liebe zu seinem Tagewerke. Auch seine Begeisterung für den Chef, Herrn Weckerlin; schwand dahin. Er war für den jungen Beamten nur noch ein Vorgesetzter wie jeder andere. Heinz hatte überhaupt für nichts mehr Interesse, für gar nichts! . . . Ja doch, etwas gab's! . . . Das war die fixe Idee! Er fühlte, daß es wirklich zur Marotte werde, daß er vielleicht verrückt werden würde, wenn's ihm nicht gelänge, den Mörder seiner Trude zu finden.

Heute abend war er der erste, der seine Schreibärmel

abstreifte. Und kaum, daß er sich Zeit nahm, seine Hände ins Waschbecken zu tauchen, rannte er schon, ohne jemandem adieu zu sagen, davon.

Ah! Das war eine förmliche Erlösung, als er draußen auf der Straße stand. Wieder in dem Strom der Arbeiter, die nach Hause eilten. Wieder ging er langsam dahin, als trüge dieser Strom ihn nur so mit sich, und blickte, in seinen warmen Mantel gehüllt, hinein in den Lärm des verblässenden Tages. Aber die Zufriedenheit, die damals sein Herz erfüllte, die ihn so getrost, so seelensruhig ins Leben hineinsehen ließ, die war fort und kam nie wieder.

Und zu seinem Schmerz gesellten sich heute die Sorgen. Denn das fühlte er, seine Stellung im Bureau würde er auf die Dauer nicht mehr ausfüllen können! Nicht, daß er durchaus fortgewollt hätte, nein, aber er war klug genug einzusehen, er würde früher oder später eines Morgens etwas so Wichtiges zu tun haben, daß er einfach nicht ins Bureau kommen könnte! . . . Auch würde nach den vielen Nächten, die er von jetzt an außerhalb des Bettes zubringen mußte, seine Spannkraft am nächsten Morgen nicht ausreichen, um der Arbeit, die man von ihm verlange, gerecht zu werden.

Aber gleichviel, vorläufig hatte er Geld, das bei seiner Sparsamkeit eine ganze Weile reichen mußte . . . und dann . . . und dann . . . er lächelte still vor sich hin . . . Dieses Bild: er selbst den Mörder seines armen Weibes mit starker Faust vor sich herstoßend, in den Schlund

einer blutigen, unaussprechlich furchtbaren Rache hinein. Dieses Bild verließ ihn nicht und gab ihm die Zuversicht und den dumpfen Tatendrang des Fatalisten.

Er hatte sich ein Zimmer in der Gollnowstraße gemietet. Dort im Scheunenviertel, mit seinen zum Teil noch erhaltenen Winkelgassen und Schlupfwinkeln für die Raubtiere der Großstadt, behagte es ihm am meisten.

Wenn das Licht der Gaslaternen die niederen, schlecht gebauten Häuser hell und dunkel schattierte, wenn aus den Fenstern die verräterisch rote Gardine schimmerte und die Kneipen beim Öffnen der Glastüren weiße Streifen über das Trottoir zeichneten, dann begann seine Zeit, dann schlich er die Straße auf und ab, wie ein Wolf, der mit brennenden Blicken auf Beute ausgeht!

Aber nach zwei Wochen sah er ein, daß er so nichts finden würde. Es mußte noch andere Orte geben: rauchgeschwärzte, düstere und stinkende Höhlen, wie sie in den Romanen geschildert wurden, die er früher gelesen hatte.

Kaschemmen!

Irgendwo hatte er das Wort gehört. Und seine Phantasie, die keine andere Aufgabe mehr hatte, arbeitete wie im Fieber an einem Gemälde, das eine Brutstätte des Lasters darstellte, wie sie wahrscheinlich nie und nirgend existiert hatte.

Die starken weißen Oberzähne über die Unterlippe beißend, betrat er ein kleines Parterrelokal, in dem hinter

dem Schanktisch eine Frau stand, deren Gesicht man ihren früheren Beruf deutlich ansah.

In dem kleinen schmutzigen und sehr schmalen Raum saßen nur wenige Leute. An einem jammervollen Klavier saß ein junger Mensch, der Heinz Marquardt sofort interessierte. Er trug eine schwarze Kellnerjacke, die an den Nähten rot schimmerte, seine hellgrauen Beinkleider waren bespritzt, und aus der tief ausgeschnittenen schwarzen Weste kam ein zerknitterter, arg beschmutzter Serviteur heraus. Sein junges Gesicht hatte die fahle, fettige Blässe der Nachtschwärmer, und eine gewisse elegante Flinkheit der Bewegungen, die jetzt noch gutsitzende Scheitelfrisur ließen unschwer den herabgekommenen Kellner in ihm erkennen.

Er sang das Lied von der »Mutter Nudelbecken« und erzielte durch seinen, allerdings sehr freien Vortrag, mehr noch aber durch die nichtswürdige Begleitung dieses in den letzten Zügen liegenden Klaviers eine so komische Wirkung, daß sogar Heinz Marquardt lächeln mußte.

Und ohne sich recht klar zu werden über den Grund seines Zutrauens, sprach Marquardt den jungen Menschen an:

»Macht Ihnen wohl Spaß, was?«

Der andere ließ die Hände auf den Tasten ruhen, hob sein blondes, verschwiemertes Gesicht und öffnete mit einer komischen Grimasse den Mund weit, ohne zu sprechen.

»Na, spielen Sie doch mal ordentlich«, meinte Heinz Marquardt.

»Erst 'n Groschen!« sagte der andere lakonisch.

Marquardt, dem die Groschen sonst nicht so lose saßen, gab ihm zehn Pfennig mit den Worten:

»Nu, sagen Sie mal, wie kann 'n anständiger Mensch, wie Sie, sich in so 'ner Kaschemme aufhalten?!«

»Kaschemme⁷!« Der andere zog den Mund ganz auf die Seite und die rechte Augenbraue hoch hinauf. »Sie Männeken, lassen Sie det nich Mutta Streicherten heeren, sonst klackt Ihn' die 'n Weißbierglas uff Ihren Resedatopp, det de Blieten wackeln, vastehen Sie! . . . Det is doch hier keene Kaschemme nich! Hier vakehrt det dufteste Publikum aus de ganze Knallbockstraße⁸!«

Heinz Marquardt klopfte ihm leicht auf die Schulter: »Na, lassen Sie man, so war's ja auch nicht gemeint . . . man sagt doch so! . . .«

»Ich sage, du sagst, er sagt, wir sagen, ihr sagt, sie sagen! Sie! – Sie! Sie haben überhaupt nischt zu sagen, vastehn Sie, Sie olle Modderpflaume! Ja, wenn Sie noch Lokalkenntnisse besitzen dhäten! . . . Soll ick Ihn' mal in't »Kabarett zum vabubanzten Theodor« rinjeleiten? Ja? . . . Da kenn' Sie seh'n, wat 'ne Kaschemme is! . . . Damit Sie davon mitreden kenn'! Wenn Ihn' mal 'n anständiger Mensch nach fragen sollte . . .«

Heinz Marquardt lachte absichtlich laut, damit der andere Zutrauen fassen sollte. Und von einem

instinktiven Entschluß bewegt, sich selbst auf die Stufe derer zu stellen, die er suchte, setzte er leise hinzu:

»Wo man nu doch schon mal gesessen hat, das is ja alles eja! . . .«

Der andere betrachtete ihn rasch mit seinen etwas glasigen Augen, dann sagte er:

»Sie wer'n doch woll nischt dajejen ham', wenn ick Sie hier zu mein' Wohltäter ernenne. Indem ick nemlich vajessen habe, mir die netige Pinke in de Tasche zu stoppen. Frau Streicherten!«

Die Wirtin, die einen Augenblick nach hinten gegangen war, erschien sofort.

»Zahlen!« Der junge Mensch deutete auf Heinz Marquardt, »der Herr da hat ma 'n Konto eröffnet! Daraus kenn' Se sehn, Mutta Streicherten, det es noch Menschen gibbt uff de Welt, und zweetens, det ick erst noch eenen trudeln⁹ were! . . . Aniskuchen mit kleene Kinder¹⁰! . . . so! . . . bravo! . . . Na, wie is't, Herr Nachbar, wollen Se nich och eenen zwitschern¹¹?«

Heinz Marquardt hatte inzwischen hin und her überlegt: sollte er diesem Menschen, der ihn jetzt schon anwiderte, hier die Zeche zahlen . . . wieviel verlangte die Frau? . . . Eine Mark fünfundzwanzig Pfennig? . . . Davon lebte er selber den ganzen Tag! Und schließlich erfuhr er gar nichts? Der wußte am Ende überhaupt nicht mal die Adresse einer Kaschemme! . . . Und schon wollte er sich weigern, die Getränke des Klavierspielers zu

berichtigen, als die Wirtin offenbar ganz zufällig sagte:

»Wenn de Thedorn heute noch siehst, denn sag'n man, er sollte mal morgen vormittag zu mich rankommen, ick hab'n wat zu sagen!«

»Det is nämlich det Fräulein Frau von dem vabubanzten Theodor!« sagte Alex und machte eine groteske Handbewegung.

»Also ick bestell' es, vaehrte Frau Wirtin! Ick kennte sojar jleich hinloofen, denn bis der Herr da« – er zeigte auf Heinz – »seine Minzensammlung rausjesucht hat, bis zu dem großen Momang bin ick wieder da! . . . Ihre Olle hat Ihn' woll die Knöpfe¹² festjenäht, wat?«

Marquardt nickte.

Dann gingen sie beide.

Draußen fror es, trotzdem schon der Februar zu Ende ging, ziemlich stark.

Der Klavierspieler hatte die Fäuste in die Taschen seiner Kellnerjacke gebohrt und sagte:

»Nächste Woche reis' ick nach Italien, woll'n Se mit?«

Heinz Marquardt, der diese in trockenem Tone gemachte Bemerkung zuerst ernst nahm, schüttelte den Kopf und erwiderte:

»Ich habe hier zu tun.«

Nun lachte der andere:

»Ick ooch! . . . bloß ick weeiß noch nich wat! Schließlich kommt et noch uff arbeeten raus! Neulich sollte ick doch schon mal Schnee schippen! Aber nee,

wissen Se, det mach ick nich, darunter leid't meine Klaviertechnik . . . bitte, hier jeht's weiter, immer jrade aus! Sie fürchten sich doch nichetwa, weil et da so einsam wird! . . . Nee, nee, haben Se man keene Angst, ick dhu Ihnen nischt! . . . Ick bin 'n janz anständijer Mensch!«

Marquardt antwortete kaum. Und der andere hörte das, was er brummelnd sagte, auch nicht. Er schwatzte fortwährend selber, bis sie beide vor einem kleinen Hause standen, zu dessen Tür zwei Steinstufen hinauf führten.

Indem sie eintraten, sagte Alex etwas ernster:

»Halten Se sich aber an mir! . . . Et verkehrt nemlich 'ne Menge Jesindel in det Haus. Un wenn nachher de Plattmolle¹³ wech is, denn soll ick se Ihn' womöglich noch asetzen . . . also rin!«

»Ei du mein Pusselken! . . . Pusselken! . . . Du Feines! Dusselken! . . . Du Kleines! . . .«

»Heeren Se?« sagte Alex, »die sind schon widder mechtig in Stimmung dadrinne! Ja, ja, der Theodor, wenn der mal seinen Affen losläßt, da bleibt keen Ooge drocken!«

Heinz Marquardt dachte für einen Moment gar nicht an den Zweck seines Hierseins.

Nachdem sein Begleiter die Tür aufgestoßen hatte, befanden sie sich beide in einer Art Vorraum, wo an der Seite ein verlassener Schanktisch mit schmutzigem Geschirr und zum Teil zerbrochenen Gläsern beladen

stand. Hier war es dunkel, aber die Tür zu einem Gange war offen, und dieser mündete in das Lokal selber.

Von dort her drang der Lärm der Gäste. Eben fing ein automatisches Klavier mit seinen harten hölzernen Takten zu spielen an, und dazwischen knarrte und quakte ein schlechter Phonograph. Die Dielen dröhnten vom Gestampf tanzender Füße, und ein johlender Gesang schwang sich über all das Brimborium.

Viel zu sehen war selbst jetzt noch nicht, als Heinz Marquardt mit seinem Begleiter an den Stufen der hölzernen Treppe stand, die in den ziemlich großen, niedrigen Raum hinabführte, der von einer einzigen, kolossalen Dampfwolke erfüllt war, in der unter der Decke mehrere Petroleumlampen wie im Nebel schimmerten.

»Seh'n Se, det is det Kabarett zum vabubanzten Theodor,« sagte Alex, »denn warum nich? Wenn de feinen Leite sich sowat leisten, denn könn' wir't schon lange! . . . Na, komm' Se man! Ihn' beißt hier keener!«

Damit stieg er die vom verschütteten Bier nassen Stufen hinab, und Heinz, dessen Augen sich allmählich an den beizenden Zigarren- und Zigarettenqualm gewöhnten, folgte ihm.

Er wäre aber beinahe lang hingeschlagen, so wurde er von zwei tanzenden Mädchen angerannt, die gleich stehen blieben und hell auflachten über das verdutzte Gesicht des Bureauschreibers.

»Na Kleener, wat willst du denn hier?« sagte die eine, »wie kommst du denn hierher?«

»Ich hab'n mitgebracht,« mischte sich Alex ein, »aber det is nischt vor dir, Aprikosenjuste, der Herr is wat bessert jewöhnt und will bloß ma' seh'n, wie 'ne Kaschemme aussieht! . . .«

»So,« lachte die Angeredete, ohne dem Alex viel Beachtung zu schenken, »na, da haben Se sich ja 'n netten Vormund ausjesucht, Sie . . .« Das Mädchen stemmte die prallen Arme, die ihre blaue Bluse mit den weitfaltigen Ärmeln ganz frei ließ, in die runden Hüften. Ihre merkwürdig hellen Augen, in denen das Leben leidenschaftlich funkelte, machten den jungen Beamten verwirrt, daß er die Worte nicht fand für das, was er so gern sagen wollte.

Er wollte sagen, daß er ganz und gar nicht fremd diesem Treiben sei, daß er keineswegs nur als ein müßiger Zuschauer hierherkomme, sondern, daß es sein Wunsch, sein heißer Wunsch wäre, mit all' den anderen hier zu toben, zu schreien und ihr Leben ganz mitzuerleben.

»Na, tanzen kann er wohl auch nich?« fragte das Mädchen, von dem ein verwirrender Hauch, etwas, das den Mann in Heinz Marquardt gegen seinen Willen anzog und verlockte, ausging.

Sie sagte noch etwas, aber der infernalische Lärm verschlang jedes Wort, und plötzlich hielt Heinz ihre

blühende Gestalt umfaßt und schwang sich mit ihr im Reigen.

Er war früher vor seiner Ehe ein leidenschaftlicher Tänzer und auf den Vereinskränzchen und Bällen vor allen anderen begehrt gewesen. Aber so zu tanzen hatte er doch nicht gelernt. Ihm war, als sei er hier die Tänzerin. Mit einer Geschicklichkeit und Kraft ohnegleichen führte ihn das Mädchen. Die anderen Paare wechselten, sie aber tanzten immer weiter, rastlos, atemlos, ganz der berauschten Raserei dieses tollen Wirbelns hingegeben.

Als sie endlich stille standen, hielt sie ihn noch immer umfaßt, lachte ihn schmeichelnd an und sagte:

»Na, so tanzte woll sonst nich, was, du?«

Er lachte auch und sagte ein paar dumme, nichtsbedeutende Worte.

Da scholl eine Riesenstimme aus dem Dampf:

»Setzen, setzen . . . Jetzt kommt Herkules, der stärkste Mann der Welt! . . . Hebt drei Zentner mit 'n Bauch und bezwingt sojar seine Schwiegermutter!«

»Paß mal uff!« meinte Aprikosenjuste, »wat der vor Kräfte hat! . . . Dis is was anders, wie die Fiolenschieber in' Zirkus!«

Inzwischen war in der Mitte ein freier Platz geschaffen und eine alte Seegrasmatratze auf den Boden gelegt worden, dessen aufsteigender Staub sich mit dem Qualm mischte.

Heinz Marquardt sah, obschon er hinten an der Wand saß, alles recht gut und wandte sich unwillig zur Seite, als jetzt dicht neben ihm jemand sagte:

»Wat willst du denn hier? . . . Du markierst doch nicht etwa 'n Achtjroschenjungen?«

Heinz Marquardt verstand den Ausdruck kaum und wurde sich so auch der Gefahr nicht bewußt, die für ihn in dem Verdacht des andern lag. Aber ehe er noch etwas erwidern konnte, nahm sich Aprikosenjuste seiner an und sagte patzig:

»Bist du hier als Uffpasser anjestellt, Husarenwilhelm? Du siehst doch, det ick mit den Mann hier sitze!«

Aprikosenjuste nahm zärtlich über den Tisch hinweg die Hand ihres neuen Freundes, und Husarenwilhelm verlor sich zwischen den übrigen.

Währenddessen gab Herkules seine in der Tat von großer Kraft und Gewandtheit zeugenden Produktionen zum besten.

Und er wollte eben mit einem Konkurrenten zum ersten »Gang« antreten, als sich ein furchtbarer Tumult erhob und alles nach dem ganz hinten am Ende des niederen Saales befindlichen Schanktisch zudrängte . . .

Auch Marquardt wollte sich neugierig erheben, aber das Mädchen hielt ihn zurück.

»Laß doch! Da haben sich zwee jefaßt, was is 'n da weiter bei! Sowas passiert hier alle paa' Minuten! . . .«

Wirklich legte sich gleich darauf der Tumult, eine

Seitentür ging auf, irgend jemand flog 'raus, und gleich darauf schrien alle Anwesenden laut und freudig erregt:

»Theodor! . . . Theodor! . . . Theodor soll singen!«

Der Wirt hatte das »Kabarett« betreten.

Es war ein kleiner, stark gebauter Mann, dem das rechte Ohr fast ganz und zwei Finger der rechten Hand zur Hälfte fehlten. Außerdem lahmt er sehr, und durch das ziemlich kurzgehaltene, schwarze Haupthaar zog sich ein weißer Hautstreif, sichtlich von einer Narbe herrührend, die ein fürchterlicher Hieb dort zurückgelassen hatte. Der solchermaßen »vabubanzte« Theodor trug über einer schwarz-weiß karierten Hose eine blutrote Samtweste und über dieser ein schwarzes Samtjackett mit großen Silberknöpfen.

Er schüttelte einige Dutzend Hände, die sich ihm entgegenstreckten, lächelte geschmeichelt auf die immer wiederholte Bitte, er möchte singen, und sprang dann mit einem Satz auf einen Tisch ganz in Marquardts Nähe.

Sofort trat absolute Ruhe ein.

Er begann;

»Das Lied von meine Leiden.«

Und dann sang er:

»Ick stamme wie wir alle aus de Renne,
Mein Vater war ein Herr von Irjendwo,
Und meine Mutter hieß in ihre Penne
Nicht anders wie der Floh! Der kleene Floh! . . .«

Sofort fiel der ganze Chorus unter Johlen und Lachen ein:

»Der Floh! der Floh! der ganze kleine Floh! . . .«

Dann fuhr der vabubanzte Theodor, der in vollster Ruhe, höchstens mit einer Handbewegung oder mit einer Grimasse diesen Vortrag begleitete, fort:

»Ick war noch kleen, da jing se schon machulle¹⁴,
Det Schicksal ist mit unsereenen roh!
Se hintaließ ma' eene Jilkapulle
Un eenen Floh! Un eenen Floh! . . .«

Sofort fielen alle wieder ein:

»Un eenen Floh! 'n ganzen kleenen Floh! . . .«

Eben wollte der Sänger, der seine hübsche Stimme im Refrain zu hohen Kopftönen preßte, von neuem anfangen, als in dem Türrahmen oben auf dem Gange einige Gestalten erschienen, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

Der erste, der die Treppen hinabstieg, war ein großgewachsener, bürgerlich gekleideter Mann, und die der kleinen Treppe am nächsten Sitzenden sagten respektvoll »Juten Abend, Herr Kommissar!« zu ihm. Er ging ruhigen Schrittes ins Lokal hinein, während die beiden anderen Herren auf der Treppe zögerten.

Dem einen von den beiden sah man den Aristokraten

ohne weiteres an, der gewiß, blasiert von jeglichem Lebensgenuß, sein Amusement einmal bei den Antipoden seines Standes, den Ausgestoßenen und Verfemten, suchen wollte.

Er war schlank und sehnig und trug sich, wie viele der Gardekavallerieoffiziere, ein klein wenig vornüber. Im übrigen sah man unter seinem kurzen Demi-Saison den Frack und das weißpaspelierte Gilet mit der schmalen, goldenen Kette. Um das Handgelenk der Rechten, die soeben leicht an den glänzenden Zylinder griff, spannte sich auch feines Gold, das ein großer Diamant verschloß.

Husarenwilhelm, an dem er dicht vorbeistreifte, sah das wohl oder vielmehr er witterte es, wie Raubtiere die Beute.

Der dritte, der oben gestanden hatte, war für einen Moment zurückgegangen. Aber schon tauchte er in der Öffnung des schmalen Ganges wieder auf, eine Dame am Arm.

Von weitem sah diese Frau aus wie eine ganz junge Schönheit. Sie war groß und sehr gut gewachsen, in der Figur jedenfalls tadellos, obwohl der dicke Pelzmantel das nur halb erkennen ließ. Ihr Haar war ausgesprochen rot und zu einer wundervollen, mit Goldpuder bestreuten Frisur aufgebaut, in der Edelsteine funkelten. Der vorn offene Mantel ließ den schlanken Hals sehen, und die Farbe der Haut war weiß wie Frühlingsblumen.

Aber auch ihr Gesicht war blendend . . . ja so

blendend, daß nur der Kenner, und auch dieser erst bei genauerem Hinsehen, die hier in raffinierter Weise aufgewendeten Toilettenkünste merkte.

Und dazu die Stimme!

Einem blühend rosigen Samt glich dieses sanfte, wie aus einer reinen Kinderseele aufquellende Organ.

Was sie sagte, war nichts weiter als:

»Wir sind doch auch hier ganz sicher, Egon, ja?«

Als sie ein wenig ins Lokal hineingegangen war, da sah sie sich um nach einer Stelle, wo sie Platz nehmen könnte. Und ihre großen Augen, deren graue Iris etwas vom Schimmer des Topases hatte, richteten sich auf Heinz Marquardt, der unwillkürlich ein wenig von seiner Nachbarin fortrückte.

»Die macht dir woll Laune, was?« fragte Aprikosenjuste lauernd, »natierlich! Da kann unsaeene nich mit, wenn det da drieben ooch man allens unecht un ufflackiert is! . . .« setzte sie, deren weiblichem Scharfblick das Künstliche in der Rivalin nicht entging, rasch hinzu.

Heinz Marquardt wollte etwas erwidern, da aber war die Schönheit schon am Tisch und fragte, mit ihrer kleinen, weißhandschuhten Hand auf einen leeren Stuhl deutend:

»Gestatten Sie?«

Das einfache Wort klang Heinz Marquardt so sinnverwirrend, daß er über und über rot wurde.

Aber Aprikosenjuste stand hastig und mit einem schrillen Lachen auf, nahm den mit hungrigen Augen lungernden Husarenwilhelm, der jetzt gar nicht mit ihr mitwollte, unter den Arm und zog ihn nach hinten.

Marquardt, der seiner Verwirrung gar nicht Herr werden konnte, betrachtete jetzt den Begleiter der Dame.

Einen jungen Mann von höchstens zwei-, dreiundzwanzig Jahren, mit leeren, nichtssagenden Zügen und breiten, weichen Händen, die besser nicht mit so wertvollen Ringen geschmückt gewesen wären. Er trug einen kostbaren Gehpelz und im Knopfloch des darunter hervorsehenden schwarzen Gehrockes eine Tuberose.

Als er Marquardts Blick bemerkte, der ihn übrigens gar nicht sah, weil ihn selbst diese entzückende Frau zu sehr beschäftigte, nahm sein dummes Gesicht den Ausdruck der Kälte und des Hochmuts an, was bei seiner Begleiterin eine Heiterkeit hervorrief, die sie noch viel anziehender machte.

»Warum lachen Sie?« fragte der junge Mann leise, gekränkt.

»Sie stellen Ihre Fragen nicht richtig«, erwiderte die Dame ebenfalls im Flüsterton. »Sie müssen fragen: über wen lachen Sie?«

»So . . . na, und über wen, wenn man fragen darf?«

»Sie dürfen!« Ihr Gesicht wurde immer heiterer, »Sie dürfen fragen, Herr Schindler! . . . Ich lache über Sie!«

Heinz Marquardt, dessen scharfem Gehör keine Silbe

entging, wandte das Gesicht, um seine ebenfalls nicht zu unterdrückende Heiterkeit zu verbergen, und sah in den Saal hinein, da der Wirt, der inzwischen mit dem Kriminalbeamten gesprochen hatte, wieder auf den Tisch sprang.

»Passen Sie auf,« meinte die Schöne, »das da interessiert mich viel mehr wie Ihr Geschwätz!«

Und während dieser Worte, die, von ihrer süßen Stimme gesprochen, nicht einmal verletzend klangen, trafen ihre Augen Heinz Marquardt, der der Versuchung, sich ihr wieder zuzuwenden, nicht hatte widerstehen können, und der sich nun abermals ganz verwirrt abwandte.

»Ick singe jetz': Det Fallbeil!« kündigte dar vabubanzte Theodor an.

Und wiederum wurde es ganz still, selbst die Gegenwart dieser schönen und seltenen Erscheinung konnte die Aufmerksamkeit der Hörer nicht mehr ablenken.

»Der Text un ooch de Musik sind beede von mir« sagte der Wirt. Dann sang er:

»Friemorjens hält vor Pletzensee
Een schwerbepackter Wagen,
Un een Jerüst aus Balken wird
Da schleinigst uffjeschlagen.

Bum! bum! bum!

Das sind die Hammerschläge.
Knarr! knarr! knarr!
Das ist die scharfe Säge! . . .

Un pletzlich kommt 'n Herr im Frack,
Trägt een Etui aus Leder,
Un freindlich jrinsend hängt er denn
Det Fallbeil in die Feder! . . .
Flirr! flirr! flirr!
Er läßt es runtersausen!
Brrr! brrr! brrr!
Det is een Ton zum Jrausen . . .

Un uff 'n Hof versammeln sich
Der Staatsanwalt, die Richter.
De Zeijen kommen janz in Schwarz.
Der Kreis wird immer dichter.
Bimm! bimm! bimm!
Et schneet in feine Flöckchen . . .
Bimm! bimm! bimm!
Det Armesinderjlöckchen! . . .

Da hinten jeht 'ne Tiere uff,
Zwee halten eenen Dritten! . . .
Die Beene schleppen fermlich nach,
Jetz' kommt der Pfaff jeschritten.
Trapp! trapp! trapp!
So hallt et uff de Steene!

Klapp! klapp! klapp!
Des sind den seine Beene!

Nu liest der Staatsanwalt wat vor
Mit salbungsvollem Maule.
Der schwarze Rudolf is janz Ohr –
Bei Jott, er legt 'ne Aule!¹⁵

Klapp! klapp! klapp!
Det is Herrn Reindels Schere!
Schnurr! schnurr! schnurr!
Durch Hemd und Rock jeht's schwere!

Mit eenmal kommt de Sonne raus,
Will Rudolf noch wat sagen?
Er brüllt. Da fassen se 'n. »Er wird
Rasch uff's Schafott jetragen!

Pip! pip! pip!
Een Sperling sitzt da oben!
Pfuiiiiiiiit!
Das Fallbeil kommt von oben! . . .

'n schwarzer Kasten wird jebracht,
'n Korb voll Sägespäne,
Und drüben, wo die Kreuze steh'n,
Is Rudolf janz alleene . . .

Huh! huh! huh!
Um Rudolf is et schade!
Hih! hih! hih!

Uns is et janz pomade! . . .«

Als Theodor mit einer sehr ausdrucksvollen Gebärde unter tosendem Beifall geendet hatte, sah Heinz Marquardt seine Nachbarin an, die unter der Schminke erblaßt war.

»Das ist ja fürchterlich!« sagte sie leise und wandte sich dabei ganz unverkennbar an Heinz.

»Ja, ich versteh' auch nicht, wie man eine Dame hierher führen kann!« sagte dieser.

Sofort sagte der Jüngling mit der Tuberose spitzig:

»Ob Sie das verstehen oder nicht, das ist doch ganz gleichgültig!«

»Oh, bitte, doch wohl nicht so ganz!« entgegnete die Dame, »denn da ich den Herrn ansprach, ist es nur natürlich, daß er meine Frage beantwortet! . . . Aber,« sie wandte sich wieder an Marquardt, »ich selbst war es, die hierhergeführt zu werden wünschte!« Sie lächelte. »Übrigens Ihnen scheint es hier auch nicht zu gefallen, und Sie sind doch auch hier!«

Heinz zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann kam es über ihn, als könnte er dieser Frau wenigstens einen Teil seines Unglücks anvertrauen, und mit kurzen Worten sagte er ihr, was ihn hierher und überhaupt in die Schlupfwinkel des Elends und des Lasters hineintrieb.

Sie schien ergriffen. Und leise, wohl mehr für sich selber, sagte sie:

»Also gibt es wirklich noch solche Treue?«

Und einen Moment nachsinnend setzte sie hinzu:

»Vielleicht kann ich Ihnen helfen! Besuchen Sie mich einmal! Ich wohne in der Maaßenstraße 87, parterre . . . hier meine Kartei«

Und ihm das glänzende Kartonblatt, das sie einem goldeingelegten Perlmuttertäschchen entnahm, überreichend, befahl sie ihrem Begleiter, der mit einem bitterbösen Gesicht dabeistand:

»Holen Sie Egon!«

Der Kavalier saß hinten, mit dem Kriminalbeamten zur Seite, in der Nähe des Wirtes, der, sich für den Applaus bedankend, vom Tisch gestiegen war und eben die Geschichte seiner Narben zum besten gab.

»Drei Blaue waren et,« hörte Herr Schindler noch, »aber det kann ick sagen, Ha Jraf, wenn se ma ooch 'n derbet Stück rausgehackt haben aus de Kohlrübe¹⁶, so janz umsonst haben se det Vajniejen ooch nich gehabt! Der eene looft heite noch mit ohne Neese rum, un die beeden anderen haben ooch jeda ihre vier, fünf Wochen Charité jeschoben!¹⁷ Wo ick zufasse, da quietscht et!« . . .

»Madame läßt Sie bitten, Herr Graf!« kam der Jüngling im Pelz dazwischen.

»Was is 'n det for 'ne Eule?« fragte Theodor, »ach so, pardong, Herr Jraf, det is 'n Bekannter von Ihn'! . . . na, denn will ick nischt jesagt haben! . . . Uff Wiedasehn! Uff Wiedasehn! Adjeh! . . .«

Damit gingen die drei Eleganten, der Kommissar folgte ihnen, und Heinz Marquardt saß wieder allein.

* * *

Heinz Marquardt wollte auch eben aufstehen und gehen, als Alex, der ihn hierhergebracht hatte, an seinen Tisch kam und ganz laut sagte:

»Na weeste, du Schlamassel, det hättste mir ooch frieha sagen kennen, det de bloß hierher jekommen bist, um Lampen zu machen!¹⁸ . . . Dazu brauchen wa dir doch nich! Unse Achtjroschenjungen, die halten wa uns aleene . . .«

Marquardt war ganz verblüfft.

Wie? . . . was? . . . er machte Lampen? . . . was sollte denn das heißen? . . . Nein, wahrhaftig, er wußte gar nicht . . . übrigens verbäte er sich dieses unverschämte Duzen!

»Wat willste?!« Ales, lachte wiehernd, »du vabittst dir det? . . . Ja, Mensch, sei man bloß froh, wenn wir uns det nich vabitten! . . . Nicht wahr, Husarenwilhelm, wir vabitten uns det, det so'n Schlemminer¹⁹ hierher kommt un uns veräppeln²⁰ will!«

»Na jewiß«, sagte Husarenwilhelm, neben dem plötzlich noch eine ganze Anzahl konfiszierter Gesichter erschien, während aus dem Hintergrunde Aprikosenjuste höhnisch lachend herüberblickte.

»Wo wer'n wir uns det jefallen lassen! Hier sin wir zu

Hause und keen anderer! . . . Am Ende haste ja 'ne polizeiliche Ermächtigung bei dir, uns auszuspionieren, du, wat?! . . . Zeije doch ma her, wat de dra drin hast in deine Tasche!«

Und Husarenwilhelm griff dem sich fest mit dem Rücken an die Wand pressenden jungen Manne rücksichtslos in den Rock hinein. Aber im selben Moment taumelte er, von einem Hieb auf die Nase getroffen, zurück. Marquardt, der über bedeutende Kräfte verfügte, war nach dem Schlage aufgesprungen, hatte die Nächststehenden zur Seite gestoßen und versuchte nun den Ausgang zu gewinnen.

Aber das Lokal war voller Gäste.

Heinz Marquardt fühlte sich, ehe er noch zehn Schritte weit gekommen war, von hinten gepackt und zu Boden gerissen. Im Fallen zog er seinen Revolver, nach dem er schon während der Flucht gesucht hatte, aus der hinteren Beinkleidertasche und schoß in die Luft.

Das schuf ihm für einen Augenblick Raum. Die Angreifer wichen zurück. Nur Husarenwilhelm, der sich vordrängend wohl die Scharte von vorhin auswetzen wollte, packte ihn bei den Füßen.

»Laß los!« schrie Heinz und zielte auf den Dieb.

Der griff über ihn weg und wollte ihm die Waffe entreißen, indem schoß Heinz, und mit einem Wehlaut brach der Getroffene zusammen.

Aber als sei das nur das Signal gewesen für die

anderen, so fielen sie jetzt alle über ihn her. Voran der vabubanzte Theodor, dessen Fausthiebe Heinz Marquardt mit ein paar Revolverkugeln erwiderte, die fehlgingen.

Der junge Beamte, den seine Feinde bis an die Wand zurückgetrieben hatten, nahm die Waffe verkehrt und hieb damit auf die Köpfe der Andringenden ein, die sich, die Arme vorhaltend, jetzt durch nichts mehr zurückhalten ließen.

Marquardt fühlte das Blut aus einer Stirnwunde über seine Wange rieseln. Der linke Rockärmel hing, von Messerstichen aufgeschlitzt, herunter, das Hemd war blutig, und ein Stoß, der ihn in die Magengegend getroffen hatte, machte ihn fast bewußtlos. Aber noch immer schlug er um sich mit dem Revolver, der auf den Köpfen und in den Gesichtern der Verbrecher böse Spuren hinterließ.

Da traf den schon Ermatteten ein Messerstich in die Brust; er fühlte es, wie die getroffene Rippe knackte.

Er ließ die Arme sinken und gab sich verloren.

Erschlafft und betäubt sank er wie ein leerer Sack zusammen . . .

Man schlug und stieß ihn, trat auf ihm herum, er fühlte keinen Schmerz mehr, nur sein Gehirn arbeitete noch wie rasend.

Eine große Menge von Gedankengängen schoß blendend hell, wie reiße Gebirgsbäche, nebeneinander her durch seinen Schädel: seine Kindheit in der kleinen

Landstadt, der alte Turm, die Promenade, der ehemalige Kirchhof, wo er seine erste Liebe getroffen und zum erstenmal in seinem Leben geküßt hatte; der meilenweite See, auf dem er als Junge Schlittschuh lief . . . und daneben die Zeit, wo er in Berlin die Präparandenanstalt besuchte; denn anfänglich wollte er ja Lehrer werden; die Ausflüge mit den Kollegen und ein heller Sonntag, wo er oben auf dem Schildhorndenkmal hockte und über die blitzende Havel hinweg sah . . . und dann wieder die alte Bekanntschaft mit seiner Trude . . . ihr erster Kuß und die erste leidenschaftliche Umarmung; derselbe Sturm von Glück wie damals, dieselbe Wonne wie damals und ihr schauerliches Ende. Die Nacht, wie er nach Hause kam und sie ermordet fand, wie er bei ihr wachte, wie das Mädchen auf den Zehenspitzen heranschlich . . . sein Bureau, der alte Direktor Weckerlin, Maaß im Gefängnis und dieser Abend hier mit der schönen Frau, die er besuchen sollte – – – alles, alles, alles wie ein einziges, in rasenden Blitzen aufzuckendes Panorama! . . . Und dann Nacht . . . schwarze, totenstille, traumlose Nacht – – –

»Na, was is denn hier los?!«

Mit einem Sprung war der Kriminalkommissar, der zurückgekommen war, die Stufen der Treppe hinunter und mitten unter den Gästen des Kabarets.

Wie die Ratten, wenn die Katze sich blicken läßt, wollten sie durch Fenster und Seitentüren verschwinden, aber schon klang die scharfe Stimme des Beamten:

»Dableiben! . . . Alle Ausgänge sind besetzt! . . . Auch der Nachbarhof! . . . Was habt Ihr denn da angestellt, Ihr Himmelhunde?!«

Mit ein paar Hieben seines Gummiknüppels diejenigen, die sich vor den hingesunkenen Marquardt postiert hatten, zurücktreibend, trat er an den Ohnmächtigen heran, und sofort seine Pfeife an die Lippen bringend, stieß er einen schrillen Pfiff aus, auf den sofort hastige Tritte im Gange hörbar wurden.

Sechs Kriminalbeamte stürmten, den Revolver in der Faust, in das Lokal.

»Die ganze Gesellschaft wird verhaftet!« befahl der Kommissar. »Aber halt! Erst soll der mal vortreten, der vorhin dem Herrn, mit dem ich hier war, die Kette mit den Brillanten von der Hand geschnitten hat! . . . Na, wird's bald!«

Keiner meldete sich.

»Also, Herr Graf, bitte, zeigen Sie mir mal den Kerl, der sich vorhin so auffällig an Sie herangedrängt hat!«

Mit den Schutzleuten zugleich war der Kavalier von vorhin wieder erschienen.

Furchtlos, mit einer Ruhe, als sei das alles hier bloß ein effektvolles Theaterstück, sah sich der Adlige, das Monokel im Auge, rings um. Dann zeigte er auf einen Menschen, der sich in dem eingebauten Winkel des Lokals hinter ein paar andere zu drücken versuchte, und sagte:

»Der da war's, Herr Kommissar!«

»Komm vor!« befahl der Beamte mit einer winkenden Bewegung seines energischen Kopfes.

Zögernd trat Alex, der Klavierspieler, aus dem Hintergrunde hervor.

Aber er war noch nicht bei dem Beamten, als plötzlich alle Gasflammen erloschen. Gleichzeitig ging ein Pfeifen durch den Raum, als erhöbe sich ein scharfer, sausender Wind.

Ein drohender Tumult! Für Sekunden war es stockdunkel. Dann aber flammten die elektrischen Taschenlaternen der Beamten hell auf, und in ihrem Scheine sah man die sämtlichen Schutzleute mit gespannten Revolvern dastehen.

Am Boden, neben dem Kommissar, kniete der Adlige auf dem Klavierspieler, der ihm in der Finsternis sein Messer hatte in den Leib rennen wollen. Der Graf hielt die Kehle des Verbrechers mit seiner schmalen, weißen Hand wie mit einer Zange umklammert; auf seiner bleichen Stirn schwollen die Adern, und die erst so matten Augen funkelten plötzlich wie blauer Stahl. Man mußte ihm sein Opfer entreißen, sonst hätte er's erwürgt.

»Das Lokal ist mit dem heutigen Tage geschlossen«, sagte der Kommissar, dessen Ruhe durch nichts zu erschüttern schien.

»Der Wirt und dieser hier,« er deutete auf Alex, »und der dort – Husarenwilhelm, nicht wahr? – die werden

gefesselt! Sollte sich außerdem jemand hier oder auf der Straße der Verhaftung durch die Flucht entziehen wollen, so sind die Beamten angewiesen, von ihren Revolvern Gebrauch zu machen! Wir wollen mal gründlich aufräumen mit der Bande hier! Und Sie, Petersen, Sie haben doch Verbandzeug bei sich? . . . Sehen Sie mal zu, ob mit dem Mann da noch was zu machen ist! . . .«

Der Schutzmann Petersen beugte sich über Marquardt, der regungslos dalag, und legte sein Ohr an die Brust des Verwundeten.

»Das Herz schlägt noch, Herr Kommissar!«

»So, na denn machen Sie mal seine Kleider auf und sehen Sie nach den Verwundungen«, erwiderte der Kommissar, der inzwischen selbst den gefesselten Alex visitierte.

»Es ist, wie ich dachte, Herr Graf,« wandte er sich an den Aristokraten, »der Gauner hat die Kette inzwischen schon wieder weiter verschoben!«

»Aber ich glaube, wir haben da gar nicht nötig, weit zu suchen . . . nicht wahr, Freund Theodor, wir wollen mal bei dir anfangen, mein Junge! . . .«

Der sträubte sich gegen die Visitation. Aber einige wohlgezielte Backpfeifen, die den Wirt vor Wut laut aufheulen ließen, machten ihn schließlich gefügiger.

»Setz dich!« befahl der Kommissar, nachdem die Durchsuchung der Taschen resultatlos verlaufen war, und drückte den noch immer Widerstrebenden, der mit seinen

Fesseln um sich schlagen wollte, auf den Fußboden nieder.

Einer der anderen Beamten mußte erst eingreifen, aber dann lag der »Vabubanzte« auch am Boden, daß die Dielen dröhnten.

»Muß man solchem Menschen noch die Stiefel ausziehen«, schalt der Kommissar.

Gleich darauf ein leiser, klirrender Klang.

»Da! Da ist die Kette!« Der Kommissar nahm das Schmuckstück vom Boden und wollte es dem Grafen reichen, der jedoch streckte nur zögernd seine Hand aus, und noch ehe seine Finger das Gold berührt hatten, zog er die Hand zurück und sagte: »Darf ich Sie bitten, Herr Kommissar, die Kleinigkeit von mir als Andenken an diese denkwürdige Nacht entgegenzunehmen? . . . Ich selbst, muß ich gestehen, könnte mich jetzt nicht mehr dazu entschließen, die Kette zu tragen!«

Der Kommissar lachte gutmütig:

»So heikel können wir in unserem Beruf nicht sein, Herr Graf! . . . Im allgemeinen ist es uns Beamten aber nicht gestattet, für das, was doch nur unsere Pflicht ist, ich meine für die Ausübung unserer Beamtentätigkeit, Geschenke anzunehmen. Aber ich werde meine vorgesetzte Behörde um Erlaubnis fragen. Wenn die ihre Genehmigung erteilt, mach' ich meiner Frau damit ein Geburtstagsgeschenk . . . ich selbst trage nämlich keine Armbänder . . . und,« fügte er lustig hinzu, »sie würden

mir auch wohl zu bald gestohlen werden . . . Aber vor allen Dingen wollen wir jetzt mal sehen, was der arme Kerl da macht . . .«

Er trat rasch an Heinz Marquardt heran, der noch immer kein Lebenszeichen von sich gab.

»Wie ist es, Petersen, hat er viel abbekommen?«

»Ich kann's nicht recht sagen,« meinte der Beamte, »wenn das Frauenzimmer da immer wieder mit ihrem dummen Jeheul anfängt, kann man ja gar nichts von der Atmung hören.«

Er meinte Aprikosenjuste, die den Kopf des Bewußtlosen in ihrem Schoß hielt und weinend und schluchzend allerlei unverständliches Zeug vor sich hinmurmelte.

»Na, wie kommt der Mann denn zu der?« fragte der Kommissar, »ich hatte den Eindruck, als gehörte er nicht zu den übrigen, aber nun scheint er mir doch auch weiter nichts als ein Zuhälter zu sein.«

»Det is nich wahr!« Aprikosenjuste kreischte wütend auf. »Det is 'n ganz anständiger Mensch, der da! Un ick hab 'n heute abend hier erst kennenjelernt . . . Sie! . . . Vastehn Se!«

Der Kommissar schüttelt sehr skeptisch den Kopf, aber der Graf sagte leise:

»Ich glaube, das Mädchen hat recht. Die Dame, mit der wir vorhin hier waren, die Dame erzählte mir nachträglich, sie hätte mit ihm gesprochen, und da hätte

er ihr gesagt, es . . .«

Der Graf beugte sich näher zum Kommissar hin und flüsterte so leise, daß keiner der Umstehenden etwas verstand.

»So, so . . . Der Kommissar nickte nachdenklich, »also der ist es! Ja, von dem hab' ich gehört! Aber das kommt davon, wenn solch Mensch glaubt, daß er ohne uns was erreichen kann!

Na, jedenfalls wollen wir den armen Kerl nach der Sanitätswache schaffen . . . Petersen! Sie und Müller II tragen ihn in eine Droschke und fahren ihn zur nächsten Unfallstation . . . verstanden! Und nicht eher weggehen von dort, bis Sie mir genauen Rapport abstaten können, was mit ihm los ist . . ., also dalli!«

Die Beamten trugen den Leblosen, hinter dem Aprikosenjuste noch immer herheulte, hinaus.

Dann ließ der Kommissar die Arrestanten sich zur Kolonne formieren, und die ganze Gesellschaft verließ das Lokal, das der Oberbeamte persönlich abschloß.

Draußen stieß noch eine Abteilung Uniformierter zu den anderen. Diese flankierten die Seiten des ziemlich langen Zuges, während vorauf und hinterher die Kriminalbeamten gingen.

So zog der Zug durch die schweigende, feuchtkalte, von dickem Nebel erfüllte Nacht.

Als man auf dem Alexanderplatz war, hörte man plötzlich einen wütenden Laut, einer der uniformierten

Schutzleute flog zu Boden und über ihn fort stürmte trotz seiner Handfesseln der vabubanzte Theodor, der im Nebel verschwand und trotz sofortiger Verfolgung nicht wieder ergriffen wurde . . .

* * *

Vor dem Leichenschauhaus hielt eben eine Droschke. Der entstiegen zwei Beamte, welche einen gefesselten Mann in der Mitte hatten, den sie mit großer Schnelligkeit durch das hinter ihnen sofort geschlossene Gittertor in das Innere der Morgue führten.

Aber so unauffällig dieser Vorgang sich auch abgespielt hatte, einige Passanten waren doch aufmerksam geworden, und nun sammelte sich eine große Menschenmenge, die den Eingang belagert hielt.

Da konnten die herbeibeordneten Schutzleute noch so viel zum Weitergehen auffordern – die Menge wich wohl zurück, aber die sich wie ein Lauffeuer verbreitende Nachricht: Der Mörder der schönen jungen Frau aus der Koloniestraße sei eben hier hereingebracht worden, zog die Menschen wie ein mächtiger Magnet immer wieder an das Gittertor heran.

Die erregten Elemente unter diesen Leuten stießen bereits Drohungen aus.

»Totschlagen müßte man den Hund! . . .« – »Ach was! Was heißt da totschiagen, die Glieder einzeln

runterreißen, das ist noch das wenigste!« – »Hat er denn Mitleid gehabt mit der armen Person! . . . Na, laßt 'n man erst rauskommen! . . . Den wer'n wir schon kriegen!«

Drin in dem sogenannten Empfangssaal, einem großen, mit Oberlicht versehenen Raum, in dem die Toten entkleidet und später seziert werden, um ihre Todesursache festzustellen, lag auf der mit Wachstum bespannten Rollpertsche der Leichnam der jungen Frau. Der Leib war, so weit man ihn zum Zwecke der Sektion geöffnet hatte, mit einem Leinentuch bedeckt. Gesicht und Hals waren frei.

Und dank der vortrefflichen Kühlvorrichtungen, über welche die Anstalt verfügt, war der Körper durchaus wohlerhalten.

Das Gesicht, weiß wie die Decke, die den Leib verhüllte, zeigte selbst jetzt noch Spuren seiner einstigen Lieblichkeit und hatte mit seinem vollen, hellblonden Haar, das zu beiden Seiten über die Schultern fiel, etwas unendlich Rührendes.

Maaß, dem man seine Fesseln abgenommen hatte, stand lange davor. Er weinte. So mußte er sie wiedersehen! Sie, die einzige, die er jemals wirklich geliebt hatte! . . . Ihm war, als sei mit dem schaurigen Ende dieser Frau seine letzte Lebenshoffnung für immer geschwunden.

»Seh'n Sie nun, was Sie da angerichtet haben?« sagte der Untersuchungsrichter, ein noch jüngerer, sehr dürrer

Herr mit scharfgeschliffenen, blitzenden Brillengläsern und einer schon klapprigen Gestalt im schwarzen Anzuge. Neben ihm stand der Staatsanwalt, Herr v. Marzahn, gerade das Gegenteil seines Kollegen: ein Mann mit einem dunkelhaarigen, kühngeschnittenen Kopf, temperamentvoll, mit durchdringendem Bück und Straffheit in jeder Bewegung.

Während der Amtsgerichtsrat Herr v. Birkner diese Bemerkung machte, schüttelte er unmerklich den Kopf.

»Also legen Sie endlich einmal ein unumwundenes Geständnis ab, Maaß!« meinte der Untersuchungsrichter wieder. Und nach einigen Sekunden, in denen der Büroschreiber schweigsam in das Gesicht der Toten starrte, fügte Dr. Birkner mit Salbung hinzu:

»Erleichtern Sie Ihr Gewissen vor Gott und den Menschen, und Sie werden damit auch Ihre Lage erleichtern. – Schau'n Sie, es ist doch so einfach: Sie sind hingegangen, haben mit der Frau gesprochen . . .«

». . . bin auf sie eingedrungen, sie hat mich zurückgestoßen, da hab' ich sie ermordet!« vollendete der Gefangene mit eintöniger Stimme.

»Also Sie gestehen ein, daß es so war!« sagte der Untersuchungsrichter rasch wie eine Katze, die auf die Maus springt.

Maaß zuckte die Achseln und schwieg.

Herr v. Marzahn aber meinte:

»Ich glaube, der Untersuchungsgefangene will damit

nur andeuten, daß ihm das schon zu wiederholten Malen gesagt worden ist.«

Dr. Birkner sandte einen sehr unwilligen Blick zu seinem Kollegen hinüber. Dann sagte er laut:

»Gestehen Sie also, die Frau ermordet zu haben, Maaß?«

Der Büroschreiber zögerte erst ein wenig, dann meinte er mit einem abermaligen Achselzucken:

»Was ich sage, is ja doch eja! . . . machen Sie mit mir, was Sie wollen!«

Herr Dr. Birkner wurde giftig.

»Diese Verstocktheit dürfte Ihnen wenig nützen! Wir werden Sie überführen, da verlassen Sie sich drauf!«

Maaß lächelte, dann sagte er voller Verachtung:

»Ich pfeife auf Ihre ganze Gerichtsbarkeit, die nichts kann, wie anständige Leute ins Unglück stürzen!«

Damit wandte er sich der Toten zu, als wollte er die Züge ihres geliebten Angesichts noch einmal, zum letztenmal, seinem Herzen tief, tief einprägen.

Die Kommissare Hartmuth und Bendemann standen im Hintergrunde der Szene.

»Müßte man den Kerl nu nich backpfeifen, rechts und links,« meinte Hartmuth, »so einen frechen Bengel!«

»Stell' du dich doch mal in seine Lage!« erwiderte Bendemann, »würdest du denn zu alledem stille sein, ja?«

Aber Hartmuth konnte nicht mehr antworten. Der Untersuchungsrichter erklärte die Konfrontation für

beendet und wollte sich eben mit dem Staatsanwalt hinausbegeben, als der diensttuende Schutzmann, militärisch grüßend, an ihn herantrat und sagte:

»Herr Amtsgerichtsrat, ich habe zu melden, daß vor dem Tor des Leichenschauhauses eine große Menschenmenge auf das Herauskommen des Untersuchungsgefangenen wartet.«

»Na, Sie haben doch, wie ich Ihnen vorhin sagte, Verstärkung geholt, nein?«

»Sehr wohl, Herr Amtsgerichtsrat! Aber der Herr Leutnant läßt melden, daß das Publikum fortwährend anwächst und stark gegen die Schutzmannskette drängt.«

Der Untersuchungsrichter dachte einen Augenblick nach. Seine schmalen Augen gingen seitwärts zu dem völlig teilnahmslosen Gefangenen hin, und ein böser Zug kam in das ohnehin nicht gerade sympathische Gesicht des Herrn Doktors.

»Ich kann ihm nicht helfen,« sagte er gedehnt, »hier kann er doch nicht bleiben . . . übrigens brauche ich ihn auch nachher gleich . . . führen Sie 'n man ruhig durch! . . . so sieht er wenigstens, wie andere Leute über seine Tat denken! . . . Übrigens,« Dr. Birkner wendete sich an die beiden Kommissare: »Sie, meine Herren, könnten sich dem Transport vielleicht noch als Bedeckung anschließen!«

Innerlich sehr wenig erfreut, aber mit korrekter Subordination, machten sich die Kommissare gemeinsam

mit dem Schutzmann an die Ausführung des Befehls.

Maaß ging neben dem Uniformierten hinter den beiden Kommissaren.

Wie aber die große Eichentür sich öffnete und der Gefangene doch noch hinter dem Straßengitter sichtbar wurde, da erhob die Menge ein wütendes Gebrüll.

Maaß wurde totenbleich, seine Beine versagten, und er griff unwillkürlich nach dem Arm des Beamten.

»Lassen Sie man,« sagte der Schutzmann, »wir kommen schon durch.«

Darauf ging der kleine rothaarige Mensch weiter. Ja, er lächelte im Weitergehen, er lächelte, wie die lächeln, nach deren Blut die eigenen Brüder schreien, ohne daß sie selbst sich einer Schuld bewußt sind.

Die zwölf Schutzleute standen mit dem Gesicht der Menge zugekehrt. Sie hatten mit der linken Hand in den Gurt des Nebenmannes gefaßt, in der Rechten hielten sie die blanke Waffe.

Die Stimme des Offiziers scholl in den tobenden Lärm der Menge hinein:

»Meine Leute machen von der Waffe Gebrauch, sobald der erste Angriff auf den Gefangenen stattfindet.«

Nun drängten die vordersten aus Angst vor den blitzenden Säbeln zurück, die hinteren wollten vorwärts, es gab Streitigkeiten in der Menge selbst, die dadurch für einen Augenblick von dem Gegenstande ihrer Wut abgelenkt wurde.

Diesen Augenblick benutzten die Kommissare, Maaß in die Droschke zu schieben.

Nur ein Stein flog, der einen der Beamten gegen den Helm traf, dann wollten ein paar der Wilden noch an die Droschke heran, aber der Kutscher hieb rücksichtslos auf die Pferde ein; die Menge stob schreiend auseinander, und unter dem Geschrei und Gejohle der Zurückbleibenden fuhr der Wagen davon.

Als ein wenig später Staatsanwalt und Untersuchungsrichter die Morgue verließen, waren es nur noch ganz wenige Menschen, offenbar beschäftigungslose Leute, die nichts Besseres zu tun hatten, wie hier herumzulungern.

»Sie sind wirklich der Ansicht, verehrter Herr Kollege, daß dieser Mensch der Täter ist?« fragte Herr v. Marzahn.

Der andere sah zur Seite:

»Irgend jemand muß es doch gewesen sein!«

»Unbestreitbar, aber der Mann macht auf mich, offen gestanden, ganz und gar nicht den Eindruck eines Mörders.«

Der Untersuchungsrichter schwieg einige Augenblicke, dann sagte er in leicht hingeworfenem Tone:

»Man ist höheren Orts sehr interessiert daran, daß diese Untat ihre Sühne findet. Der Herr Oberstaatsanwalt Dr. Mauernbrecher, mit dem ich gestern noch sprach, sagte mir, ich möchte doch ja nichts versäumen in dieser Angelegenheit, was zur Erforschung der Wahrheit dienen

könnte . . .«

»Der Wahrheit . . .« wiederholte Herr v. Marzahn leise.

»Ja, der Wahrheit«, sagte der Untersuchungsrichter noch einmal. »Das heißt mit anderen Worten das, was wir Menschen mit unserem so sehr beschränkten Urteils- und Erkenntnisvermögen dafür halten . . . Sie werden vielleicht auch schon gehört haben, daß man den Ausgang dieses Prozesses gespannt verfolgt . . . Es handelt sich hier eben um eine junge, sehr schöne, und wie man sagt, treue Frau. Das interessiert überall . . . das regt auf, und man erwartet bestimmt eine Verurteilung! . . . Wenn auch ich . . . na ja . . . hm, ich bin da vielleicht nicht ganz derselben Ansicht . . .«

»Wieso meinen Sie?« fragte der Staatsanwalt.

»Na, was die Treue der Ermordeten anbelangt . . .«

»Ah so . . . na, meinen Sie mit Maaß?«

». . . Ich weiß nicht, jedenfalls . . .«, der Ton des Untersuchungsrichters wurde plötzlich sehr hart und fest, »jedenfalls erscheint mir dieser Mensch höchst verdächtig.«

Damit sahen sich die beiden Männer gegenseitig an und sahen einander bis auf den Grund ihrer Seele. Aber was sie da erspäht, davon redete ihr Mund nicht, ja, nicht einmal der Ausdruck ihres Gesichts gab Kunde von ihren stillen Beobachtungen.

Der Untersuchungsrichter rief eine Droschke an.

»Fahren Sie mit, Herr Kollege?«

Aber der Staatsanwalt dankte höflich, er hätte noch einen Gang zu erledigen.

Und als sie sich trennten, zuckte die Hand des Herrn Dr. Birkner wohl ein wenig vor, da aber die des Staatsanwalts so kühl in der Reserve blieb, bewegten sich auch die schmalen, blutlosen Finger des jungen Untersuchungsrichters, dem alle seine Bekannten eine große Karriere prophezeiten, nicht weiter vorwärts.

Einige Tage später empfing Staatsanwalt v. Marzahn von seiner vorgesetzten Behörde ein Schreiben, in dem ihm mitgeteilt wurde, die Anklage in dem großen Falschmünzerprozeß, der in der nächsten Zeit die 14. Strafkammer beschäftigen würde, sei ihm übertragen. Seine tiefe Kenntnis der Materie, ebenso sein bei der Behörde wohlbekannter unermüdlicher Fleiß und seine seltene Arbeitskraft hätten die Wahl auf ihn fallen lassen. Man hätte sich deshalb auch veranlaßt gesehen, ihn von den mit dem Mordprozeß Marquardt verknüpften Geschäften zu entbinden.

Herr v. Marzahn lächelte bitter.

Noch am selben Tage schrieb er sein Entlassungsgesuch, nahm unter der Begründung, er fühle sich krank, sofortigen Urlaub und war vierzehn Tage später Privatmann. Als reicher Mann konnte er das. Seinen Freunden sagte er, er fahre nach Rußland zur Bärenjagd, nebenbei wolle er auch vergleichende Studien zwischen deutschen und russischen Rechtsverhältnissen

anstellen.

Das Gefolge, das die so jäh aus dem Leben gerissene Trude Marquardt zu Grabe geleitete, war fast unabsehbar; aber da war nicht die lange Reihe dunkler, mit schwarzen Pferden bespannter Trauerwagen hinter der Galakutsche, welche unter versilbertem Baldachin einen prunkvollen Sarg birgt, keine rauschende Weisen spielende Musikkapelle ließ sich in diesem traurigen Zuge vernehmen, und selbst die Feierlichkeit, die von wahrem oder erheucheltem Schmerz diktierte Stille fehlte diesem Begängnis.

Wie bei den Heerhaufen in alter Zeit, die sich truppweise, hier und dorthin verstreut, fortbewegten, zogen die Ansammlungen arbeitsloser, neugieriger und skandallüster Menschen dahin, vor und hinter dem Sarge, den ein schmuckloser Wagen in hastiger Gangart fortzog.

Selbst Radfahrer waren im Zuge, und die auch hier nicht fehlenden Verbrecher der verschiedenen Kategorien erkannten in einigen von den Radlern schnell ihre guten Bekannten vom Polizeipräsidium.

Der Britzer Emmauskirchhof, zu dessen Parochie die Verstorbene gehörte, war, als der Kondukt anlangte, von uniformierten Polizisten abgesperrt.

Es war ein nebliger Tag. Eine große Traurigkeit lag über den Totenfeldern.

Die Beerdigung war, mancherlei Formalitäten wegen, erst spät am Tage vor sich gegangen, und als man draußen auf dem Gottesacker ankam, hatte der amtierende Geistliche noch zwei frische Gräber einzusegnen, ehe er sich dieser Toten, der er erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken beabsichtigte, zuwenden konnte.

Drüben auf den Feldern trieben sich zahllose Krähen umher, die jetzt, da der Tag schon zur Neige ging, und die Sonne sich langsam in ihr flammendes Pfühl vergrub, abstrichen und mit lautem Gekrächz über die Ruhestätte der Geschiedenen dahinschwebten.

Ein grandioses und zugleich schauerliches Bild, diese ungeheure Ebene, in der Friedhof sich an Friedhof reihte, mit ihrem gelben unfruchtbaren Boden, in den unablässig die menschliche Saat hineingesenkt wurde, von der es heißt, daß sie einst aufblühen soll zu neuer unvergänglicher Schönheit.

Aber das empfand die Menge nicht, die man vorsichtig, wie Bestien in ihrem Zwinger, zu Paaren durch das von Wachtmännern flankierte Friedhofstor hineinließ.

Wie eine Ermordete beerdigt wird, das wollten sie sehen, darum hatten sie den weiten Weg gemacht, zu Fuß an diesem kalten Wintertage der aussah, als sollte es nimmermehr Frühling werden.

Als ein Teil der Leute drinnen war, verschloß man

einfach das Tor, so die in weitaus größerer Anzahl draußen Harrenden zum Murren bringend, das sich bald zu Schimpfworten und lauten Verwünschungen steigerte.

Der Polizeihauptmann, der hier den Sicherheitsdienst leitete, trat alle Augenblicke vor das Tor und spähte nach den Schreiern aus, die sich dann sofort in der Menge duckten und zurückwichen.

Aber plötzlich schien dieser Gewaltige anderen Sinnes geworden zu sein. Ein Herr in Zivil war an ihn herangetreten und hatte leise einige Worte mit dem Offizier gesprochen. Daraufhin ließ dieser die Torflügel beide weit aufmachen und, nachdem die Menge, wie in einem plötzlich aufsteigenden Mißtrauen, einige Augenblicke gezögert hatte, drängte sie mit doppelter Gewalt in breitem Strom durch das Tor, an dem linksstehenden Blumenparterre des Totengräbers und dem Beinhaus vorüber, dann zwischen den Gräbern zerrinnend und in kurzer Zeit fast den ganzen Kirchhof mit ihrer durch den Ernst des Ortes kaum gedämpften, schwatzhaften Neugier erfüllend.

So voll war der Kirchhof, daß man in einem weiten Umkreise um das für Trude Marquardt bereitete Grab die Hügel nicht sah. Wo immer die kleinen Eisenkreuze, die mit schon verwischten Namen beschriebenen Porzellanbibeln und seltener, viel seltener, Marmor- oder Granittafeln aus dem Efeu der Gräber, zwischen Gras und dünnen Kränzen hervorragten, überall standen und

bewegten sich Menschen. Männer und Frauen und selbst Kinder, die gefühllos umherschneiften; die, rings umgeben vom Tode, sich nicht für einen Augenblick von den lächerlichen und törichten Angewohnheiten ihres Lebens befreien konnten.

Übrigens patrouillierten auch viele Schutzleute auf den breiten Wegen, welche den Kirchhof rechtwinklig durchschnitten, und ihre Kameraden in Zivil, die ihre Räder beim Totengräber eingestellt hatten, halfen denen in Uniform, offenbar auf der Suche nach bekannten Gesichtern.

Die Pforten des Kirchhofs waren wieder unauffällig geschlossen worden. – Die Menge wartete, da noch immer der helle Ton der doch nur in der nächsten Nähe verständlichen Predigerworte herüberklang.

Endlich vernahm man von drüben das dumpfe Schollern der Erde: jenes Grab wurde zugeschaufelt.

Der Prediger ging zurück zur Leichenhalle.

Die Volksmasse drängte nach, als sollte ihr dieser Mann, wie weiland Jesus von Nazareth, ein Wunder zeigen; und es war doch nur eine arme ermordete Frau, die in einem schlichten Sarge lag, den nicht einmal die Liebe der Hinterbliebenen ihr gespendet hatte.

Denn der Gatte, der auf dieser Welt allein ihr gehört hatte, lag von den Genossen desjenigen, der sie um ihr junges Leben gebracht hatte, verwundet und halb zertreten in Fieberphantasien im Krankenhause . . .

Von Angehörigen waren nur Herr und Frau Lehmann, jenes Kolonialwarenhändler-Ehepaar, erschienen, bei dem sich Heinz Marquardt Geld geliehen hatte, um den Mörder seiner Frau zu finden.

Diese guten Leute hielten sich dicht an den Pastor, einen untersetzten, noch jugendlichen Mann, dessen Schwärmergesicht doch nichts zu sehen schien von dem widrigen Troß, der in schamloser Schaulust hinter ihm herdrängte.

Herr Lehmann, der um den Ärmel seines braunen Winterpaletots einen Flor und einen sehr schmalkrempigen hohen Zylinder trug, hielt das in Samt mit Silberbeschlagen gebundene Konfirmationsgesangbuch in der Linken, während er am rechten Arm seine Frau führte, eine fette Blondine, die über ihrem schwarzen Kleide ein Pelzcape aus imitiertem Chinchilla trug.

Sie trauerten beide aufrichtig, wahrscheinlich mehr um den Vetter, dessen Leben nun auch in Gefahr schwebte, als um die Ermordete, die sie ja kaum gekannt hatten, und – begreiflicherweise – auch wohl um ihr Geld, das sie schon nicht mehr wiederzukriegen fürchten.

Und noch jemand war da, der Marquardt und auch die Verewigte gekannt hatte: Ernestine Augst.

Aber nicht allein die große Zuneigung zu dem Verwitweten trieb das Mädchen hier hinaus, da waren eine ganze Menge von anderen Gründen, wegen deren sie

an dem Leichenbegängnis teilgenommen hätte, auch wenn sie sich auf allen Vieren hätte nach Britz schleppen müssen.

Bei ihr war es aber weder Neugier, noch die Sucht nach Veränderung, was sie nicht auf einem Platz bleiben ließ. Sie suchte jemand. Einen Menschen, dem sie ihre Beobachtungen hätte mitteilen können. Einmal glaubte sie, diesen Menschen gefunden zu haben in dem Kolonialwarenhändler.

Aber kaum machte sie Miene, an ihn heranzutreten, als Frau Lehmann, die den zweifelhaften Charakter des Mädchens mit dem sicheren Blick der Kleinbürgersfrau und Ladeninhaberin sofort erkannte, ihren Mann so ostentativ beiseite zog, daß Ernestine zu einem zweiten Versuch nicht den Mut fand.

Sie hatte übrigens auch wohl bemerkt – die kleine Szene spielte sich vorher, als der Geistliche noch an jenem anderen Grabe beschäftigt war, ab –, daß die Frau ihren Mann derb ausschalt, jedenfalls weil sie ihn im Verdacht hatte, die Annäherung des Mädchens habe eine für den Kaufmann nicht eben rühmliche Vorgeschichte.

Die kleine, runde Ernestine fieberte vor innerer Erregung! . . . War denn niemand hier, dem sie ihre Beobachtungen mitteilen konnte? Der Polizei, das wäre das allereinfachste gewesen! – Aber davor scheute sie sich. Aus allen möglichen Gründen. Der Gedanke an die Polizei war ihr so unangenehm, wie all den Leuten, die

aus irgendwelchen Ursachen nicht gern etwas mit den »Behelmt« zu tun haben. Und dann fürchtete sie sich vor der Rache derer, die sie verraten mußte.

Noch glaubte sie unbemerkt geblieben zu sein von jenen beiden Männern, die sie selbst mit so atemloser Spannung verfolgte.

Diese beiden Leute bewegten sich hin und her unter dem Publikum. Wenn Ernestine noch eben ihre ziemlich ähnlichen hellbraunen und steifen Filzhüte zu sehen geglaubt hatte, so waren sie im nächsten Augenblick unter der Menge verschwunden. Aber jetzt, jetzt sah sie sie wieder! –

Nein, nur den einen! – – –

Das war ihrer! – – –

Eben trat er auf einen Hügel, um besser sehen zu können.

Sie duckte sich, von rasender Angst ergriffen. Die Narbe, die ihren üppigroten Mund zerschnitt, brannte wie Feuer.

Ja, ja, ihn kannte sie ganz genau, diesen rohen, gewalttätigen Patron, der, wie in einem gräßlichen Hohn, den Namen Heiland trug. Dieses blasse, schmale, verwegene Gesicht mit den vor keiner Schandtat zurückschreckenden Augen, die sich hinter einem schwarzen Hornkneifer versteckten . . . Mager und zähe, daß er eine Woche lang nicht zu schlafen brauchte, und doch genau so frisch war, wie am ersten Tage . . . ja, das

war er! . . . Wo er bloß das Geld jetzt wieder her hatte zu der eleganten Schale²¹, und sogar seinen Stock hatte er wieder, den mit dem silbernen Knopf und dem Stilet drin . . .

Eine rasende Wut kam über das Mädchen. Ein Zorn sondergleichen, der eine seltsame Mischung von Haß und Bewunderung und Ärger war, daß er ihr jetzt nicht mehr gehörte. Aber dann dachte sie wieder an Marquardt, an den Mann, der sie verschmäht hatte und den sie doch liebte mit jener tiefen innigen Zuneigung, die zu jedem Opfer bereit ist.

Da richtete sie sich auf, und wie ihr früherer Geliebter in diesem Augenblick auch gerade herübersah, trafen sich ihre Augen – in denen des Mädchens war nur eine finster drohende Verachtung, während er höhnisch lächelte.

Er verschwand aber gleich vom Hügel.

Der Geistliche fing an zu sprechen.

Das blasse Asketengesicht hinaufgekehrt zu dem grauwolkgigen Winterhimmel, der finsterer und immer finsterer wurde, hob der Priester seine große Hand auf und rief mehr, als er sprach:

»Andächtige!«

Und als sei ein Beschwörungswort ausgesprochen von diesen frommen Lippen, so bannte plötzlich das Schweigen die Tausende, die den Gottesacker belebten.

»Da liegt eine, die ermordet ist!«

Die Hand, die in dem Schatten des Abends immer

größer wurde, zeigte dräuend auf den Sarg.

»Ermordet von einem Bruder, von einem Menschen, den Gott auch gemacht hat, und der das Herz seines Gottes mit heiligem Groll erfüllt über diesen Frevel!«

Die Worte klangen nicht mehr, als kämen sie aus dem Munde des einen Mannes, sie kamen vom Himmel herunter, von dem schwarzgrauen, lastenden Winterhimmel, der im Niedergang wie Brandfackeln leuchtete.

Und die anklagende Stimme wurde noch lauter:

»Wer hat das getan? . . . Wer ist so verrucht, so aufrührerisch gegen seinen Schöpfer, daß er es wagt, ein Leben zu zertreten, das Gott gemacht hatte, damit es blühen sollte und Früchte tragen für die, die es liebten?!«

Der Geistliche hob seine beiden Arme hoch gen Himmel und schleuderte noch einmal seinen Zornesruf über die Menge hinweg:

»Wer hat das getan?! . . .«

Da begannen die Frauen ringsum im Kreise zu schluchzen. Und die Männer, die sich nicht so ans Herz fassen wollten, wischten doch mit dem Rücken der Hand über die Augen.

Auch in Ernestines Augen perlten Tränen. Aber sie trocknete sie schnell wieder fort, denn eben tauchte ihr ehemaliger Bräutigam drüben wieder auf und neben ihm – ja! – ja! ja! Das war er!! –

Ihr Auge, das jenen nicht losließ, stritt mit dem Ohr,

das des Pastors Worte immer wieder ergriff.

»Es wird gesagt,« klang es stark und voll von dem aufgeworfenen Sandhügel, »wenn das Opfer des Mörders begraben wird, dann kann der, der seine Hand mit dem schuldlosen Blute befleckt hat, den Drang nicht zügeln, dorthin zu eilen, an die offene Grube, um noch einmal hinabzusehen auf den Leichnam. Ist das so und ist er vielleicht hier unter euch Andächtigen . . .?«

»Ja!« kreischte plötzlich eine gellende Weiberstimme und ein Arm reckte aus der Menge, »ja, da ist er! . . . Da drüben steht er!«

Nun entstand eine wahre Panik! Die Menschen stießen und drängten sich wie wahnsinnig. Sie fielen über die Gräber, Frauen wurden zur Erde geworfen, man trat auf die Kinder, und der ganze Friedhof hallte von Wehgeschrei und wütenden Rufen.

Die Polizeibeamten, die der Aufschrei des Mädchens in die wildeste Aufregung versetzte, drängten durch die Menge nach dem Mörder, von dem ja keiner wußte, wie er aussah, und sie umringten das Mädchen, Aufklärung fordernd, auf sie einschreiend, wodurch sie die zitternde Ernestine um den letzten Rest ruhiger Überlegung brachten.

Ein nervöses Fieber schien die Ärmste gepackt zu

haben. Sie weinte und schluchzte, und irgendetwas Vernünftiges aus ihr herauszubringen war ganz unmöglich.

Nun stürzte ein Teil der Beamten nach dem Ausgang, aber die Menschenmenge, von der nur ein ganz geringer Teil wußte, worum es sich handelte – die Fernstehenden hatten ja weder des Pfarrers Worte noch Ernestines Gekreisch verstanden –, die Menge brandete gegen das Eisengitter, heulend und schreiend, wollte selbst hinaus und arbeitete sich in der Angst, totgedrückt zu werden, brutal zurück, damit immer größere Verwirrung anrichtend.

Einige wollten nachher einen Mann über die ziemlich hohe Mauer des Kirchhofs klettern gesehen haben. Aber die Beschreibungen dieser Leute widersprachen sich, die Polizei war allein auf Ernestine Augst und deren Wissenschaft angewiesen.

Die hatte sich zu dem Pastor geflüchtet, und wie ein echter Mittler zwischen dem Mitleid des Allgütigen und dem elendesten seiner Kinder hielt der noch immer auf dem Sandhügel stehende Geistliche seine Hände über der Knienden.

»Lassen Sie sie!« wehrte er dem Kommissar Hartmuth, der das Mädchen sofort verhaften wollte, »mir wird sie alles sagen!«

»Ja, ja!« schluchzte Ernestine, »Ihnen, Herr Pastor, bloß Ihnen!«

Und durch die Menge, die sich allmählich beruhigt hatte und scheu zurückwich, ging der Priester mit der Dirne, wie einst der unsterbliche Galiläer mit der großen Sünderin . . .

Die Nacht war herabgesunken, und ein kaltes Wehen erhob sich. Durch die wieder geöffneten Tore schoben sich die Menschen, mehr geängstigt als erschüttert von der furchtbaren Nähe des Verbrechers.

Die Ärzte im Krankenhaus »Friedrichshain« hatten dem Patienten auf keinen Fall die Erlaubnis geben wollen, jetzt schon die Anstalt zu verlassen. Aber Heinz Marquardt ließ sich nicht halten. Das Gesicht und den Kopf mit Pflastern beklebt und den linken Arm, den er im Kampfe mit den Verbrechern zur Abwehr vorgestreckt hatte und der daher am ärgsten mitgenommen war, noch in der Binde, verließ er das Krankenhaus, bleich wie der Tod und mit jenen unnatürlich glänzenden Augen, die den Fieberkranken etwas so Unheimliches geben.

Die unbeugsame Energie seines Willens, dieser Wille, der nur noch ein Ziel auf Erden kannte, und der durch nichts zu brechen war, der jeden anderen Wunsch in ihm verzehrte und jede Schwäche überwand – der war wie der Befehl einer geheimnisvollen und grausamen Gottheit, die den Unglücklichen rastlos vorwärtstreibt und ihm erlaubt, seine Menschlichkeit abzustreifen und als verkörperter Rachegeist seinem finsternen Idol zu folgen.

Die Frau, bei der er jetzt wohnte, schrie laut auf bei

seinem Anblick.

»Mein Gott!« Dabei rang sie ihre runzligen, von vieler Arbeit harten Hände.

»Wat ham se denn mit Ihn' jemacht, Herr Marquardt?!«

Sie redete noch immer, als ihr Mieter schon längst die Treppe hinunter war. Dann klopfte sie bei der Nachbarin.

»Ham Se 'n Momang Zeit, Frau Schulze?«

Marquardt ging langsamer wie sonst. Er hatte zu Hause bei sich einen Brief vorgefunden, der ihn beschäftigte.

Der Brief enthielt seine Kündigung. Da seine Anstellung erst in zwei Jahren erfolgt wäre, hatte die Behörde das volle Recht, ihn zu entlassen.

Er grämte sich wenig darüber. Er würde das Geld, was ihm noch zustand, mitnehmen und im übrigen höchstens noch einen Besuch bei dem Direktor Weckerlin machen, um sich vorläufig auf unbestimmte Zeit krank zu melden.

Schlimm war nur, daß er die vierhundert Mark, die er dann noch zu kriegen hatte, erst in Monaten erheben durfte.

Bei dem nächtlichen Streit, dessen Folgen er noch in allen Gliedern spürte, war auch das erborgte Geld verschwunden . . . wer weiß, ob die Kerle ihn nicht nur deshalb mißhandelt haben, um ihm dabei sein Geld fortzunehmen. Und hätte er an jenem Abend sofort der Polizei Anzeige von seinem Verlust machen können, so wäre er vielleicht noch wieder zu seinem Eigentum

gekommen, ebenso wie jener reiche Herr sein Armband zurückerhalten hatte. So hatten die Beamten nur die Achseln gezuckt: jetzt nach acht Tagen noch bares Geld bei diesem Gesindel finden, nein, das ist wirklich mehr, als man verlangen kann!

Und Geld mußte Marquardt haben, woher immer!

So entschloß er sich, noch einmal zu seinen Verwandten nach Schöneberg hinaus zu pilgern.

Aber der Vetter ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

»Geld willst du haben? . . . Nochmal Geld?! . . .« Der Mann lachte laut auf. »Ich glaube, du bist nicht mehr ganz gesund hier!« wobei er heftig gegen seine Stirn klopfte. »Ich habe geglaubt, du bringst mir meine hundert Taler zurück, und da kommst du und willst mich noch mal anbetteln! . . . Nee, mein Junge, daraus wird nichts, glaubst du vielleicht, ich stehl' es? . . . Hier, hier!« Er hielt Marquardt seine roten Hände dicht unter die Nase: »Damit muß ich mir's erarbeiten! Ich sitze nich auf'n Kontorschemel und starre in die Luft wie ihr in eurem faulen Büro! . . . Ich sage dir, sei froh, daß du meine Frau nich zu Hause triffst, die hätte dir 'n Marsch jeblasen, daß de ein für allemal die Nase voll jehabt hättest! . . .« Er sprach unaufhörlich schnell und mit entrüsteter Stimme: »Nein, ich kann dir bloß sagen, schlag dir diese verrückten Ideen aus dem Kopf! Einmal biste nu beinah dran kaputtgegangen! Das kannst du doch nich . . . du bist doch zu dumm dazu!«

»Zu dumm?« sagte Heinz, der zuerst verlegen, dann störrisch und schließlich richtig böse wurde.

»Hör' mal, du, ich verbitt' mir sowas . . . Du natürlich, was verstehst du denn davon! Du sitzt hier und bändigst deine Heringe! Wie sollst du auch wissen, wie einem Menschen wie mir zumute is!«

Der andere wurde grün vor Ärger.

»Na, warum kommste denn her? . . . Was? . . . Du, wenn de so anfängst, dann wer' ich da auch mal was sagen, was ich glaube!«

»Das interessiert mich wenig!«

»Aber mich interessiert es! Weil's sich um mein Geld handelt, du, verstehste?! . . . Du denkst ganz einfach, ich bin so dumm und merk' das nich, daß du mich neppen willst! . . . Aber da irrste dich! Ich bin schlauer, als du denkst!«

»Na, na!«

»Jawoll, du! . . . Du denkst, laß dir man immer Jeld jeben von dem Schafskopp. Wiederkriejen tut er's doch nich! Und denn jehste hin und verjuckst es! Jawoll, mein Junge, dich hab' ich jetzt erkannt!«

Heinz Marquardt stützte sich schwer auf den Ladentisch.

»Was tu' ich?« sagte er tief aufatmend, »was tu' ich?«

»Neppen willst du mich! Denkste etwa, ich fürchte mich vor dir, wenn de ooch noch so jroße Augen machst! Und nu mach', daß de deiner Weje kommst, sonst laß ich

'n Jendarm holen!«

Heinz Marquardt sah ihn noch einmal mit einem langen Blick an, dann wandte er sich zum Gehen. In der Lادتür traf er die Frau des Veters.

»Nanu, Herr Marquardt, was machen Sie denn?«

Er aber beachtete die Frau gar nicht und hörte auch nicht mehr die Worte, die der Kolonialwarenhändler seiner Frau zurief. Bloß daß sie sagte:

»Aha! Na, das is gut, daß du ihm nischt jegeben hast!«

Das hörte er noch.

Dann ging er im feinen Staubregen der lauen Witterung hastig die Hauptstraße hinunter, ohne sich umzusehen, immer geradeaus und von dem Wunsche beseelt, sich so schnell als möglich aus dieser Gegend zu entfernen.

Erst wie er beim Botanischen Garten war, verlangsamte er seine Schritte.

Und plötzlich fiel ihm etwas ein, daß er sich an den Kopf faßte und stehenbleibend sich fragte:

»Wie hab' ich daran nur nicht gleich denken können!«

Es war gut, daß der Weg, den Heinz Marquardt zu machen hatte, nicht gar so weit war, seine Kräfte wären dem nicht gewachsen gewesen. Als er in der Maaßenstraße 87 ankam, zitterten ihm die Knie, und er fühlte den Schlag seines Herzens bis in den Hals hinauf. Etwas mochte auch seine seelische Aufregung daran schuld sein, die bange Ungewißheit, ob er hier die

Unterstützung finden würde, ohne die er sein schweres Werk nicht ausführen konnte.

Das hohe Vestibül des sehr vornehmen Hauses mit seinen in die Marmorwände eingelassenen Riesenspiegeln machte ihn noch ängstlicher. Und mit zager Hand zog er den Bronzegriff der Klingel.

Ein Bedienter öffnete, ein englisch frasierter junger Mann im knappen Jackett mit Perlmutterknöpfen an den engen Hosen.

»Sie wünschen?«

»Ich möchte Fräulein Hilda Boras sprechen.«

»Bedaure sehr! . . . Das gnädige Fräulein empfängt jetzt nicht.«

Heinz Marquardt bekam einen großen Schreck. Und wie er in seiner Bestürzung gar nicht wußte, was er sagen sollte, wollte der Diener ihm schon die Tür vor der Nase zumachen. Aber da zog er hastig die Karte vor, die er damals von ihr bekommen hatte. Und mit einer fast bittenden Gebärde sagte er:

»Aber sie hat es mir ja selbst gesagt! . . . Da seh'n Sie doch mal! . . .«

Der Diener betrachtete mißtrauisch die Karte, dann meinte er sehr zurückhaltend:

»Na, ich werde fragen . . .«

Wie er aber zurückkam, war er recht höflich.

»Darf ich bitten?«

Und half dem Gast den Mantel ablegen und öffnete mit

beflissenem Lächeln die Salontür.

Die schöne Bewohnerin dieser kostbar eingerichteten Räume kam Heinz Marquardt mit wirklicher Freundlichkeit entgegen.

»Sie Armer! . . . Ich habe von Ihrem Unglück in den Zeitungen gelesen! . . . Wären Sie doch damals nur gleich mit uns mitgegangen! . . . Denken Sie doch, wenn Graf Saarwald nicht zurückgegangen wäre mit dem Kommissar . . .«

»Da wär ich sicher nicht mit dem Leben davongekommen! . . . Aber vielleicht wäre das besser für mich . . .«

Er hatte auf ihre Bitte in einem der mit silbergetöntem Gobelinstoff bezogenen Fauteuils Platz genommen und sah trübselig vor sich nieder.

Mit einer beschwichtigenden Bewegung ihrer ideal geformten Hand, deren leuchtender Schmelz durch kostbare Ringe noch gehoben wurde, tröstete sie ihn.

»Sie sollten sich vor allen Dingen von diesen traurigen Gedanken befreien! . . .« Und mit einem mitleidigen Blick ihres schimmernden, im Ausdruck so rasch wechselnden Augenpaares setzte sie hinzu:

»Aber das wird Ihnen gewiß recht schwer, in Ihrem jetzigen Zustand! . . . Sagen Sie, haben denn die Ärzte Sie so herausgelassen aus dem Krankenhaus? . . . Sie können doch so gar nichts unternehmen! . . .«

»Oh!« sagte er, und auf seinem abgemagerten Gesicht

zeigten sich die roten Flecken der Aufregung, »ich kann! Ich kann alles, gnädiges Fräulein! Mein Leben hat nur noch den einen einzigen Zweck! . . . Wenn es wirklich dahin kommen sollte, daß ich das, was ich mir vorgenommen habe, nicht mehr ausführen kann, dann häng' ich mich auf!«

Sie verschloß ihm die Lippen mit ihren schlanken Fingern, die er in einer Regung leidenschaftlicher Dankbarkeit inbrünstig küßte . . . Wer weiß, ob sie ihm Geld geben konnte und wollte, aber auf jeden Fall nahm sie Anteil an seinem Geschick – schon das erquickte ihn und machte ihn ihr ganz und gar ergeben.

»Und nun erzählen Sie mir von ihr!« sagte das schöne Mädchen, das in ein Gewand aus weicher, dunkelgrüner Seide gekleidet, in seiner raffinierten Einfachheit nur den Schmuck der roten, goldglänzenden Haare als Kontrast dagegen stellte.

»Wie gut, wie lieb und wie schön muß Ihre Frau gewesen sein, daß Sie ihr so die Treue halten!«

Er sagte nichts, nur seine Tränen sprachen.

»Haben Sie sie lange besessen?«

»Ein halbes Jahr.«

Sie ließ ihn ruhig sich in seine Erinnerungen versinken, dann sagte sie mit ihrer leisen, wie fernlockende Musik klingenden Stimme:

»Dachten Sie nie daran, welch' ein Glück in so kurzem Besitz liegt . . . wie süß es ist, nur Liebe gegeben und nur

Liebe empfangen zu haben . . . ohne den geringsten Tropfen Haß! . . . Ohne ein hartes Wort! . . . Immer nur Liebe – dachten Sie nie daran?«

Er horchte auf, doch grollend sagte er:

»Aber es hätte darum doch so bald nicht enden brauchen!«

»Bald? . . . Bald? . . . Das Glück ist nur ein Augenblick . . . ein Hauch, der verweht im Winde . . . eine süße Illusion, nichts weiter . . .«

Ihre Stimme gab eine Ahnung von diesem Glück, sie schien körperlos, wie Geisternähe.

»Sie sind doch glücklich! . . . Sie tragen sie ja noch immer in sich, diese Glut, die nicht verlöschen kann! . . . Wissen Sie nicht, daß unsere Herzen im Leben sterben und im Tode leben?!«

Er sah sie an und trank den Balsam ihrer Worte wie ein Verdurstender. Und dann fiel ihm ein, daß er ja hergekommen war, um Geld von ihr zu fordern. Und die Angst von vorhin erfaßte ihn zwiefach, weil er einsah, daß er jetzt nicht imstande sein würde, sie zu bitten.

Es schien, als sähe sie die Furcht hinter seiner Stirne zittern und sich verstecken. Sie sagte plötzlich mit ganz verändertem, hellklingendem Ton, der ein Lächeln auf seine Lippen zauberte:

»Aber Sie brauchen Geld, nicht wahr?«

»Ja, woher wissen Sie denn?« stammelte er.

»Aber das stand doch auch in der Zeitung, daß Ihnen

diese schrecklichen Menschen Ihre Briefftasche, alles, was Sie besessen, genommen haben . . . nicht wahr, Herr Marquardt, Sie werden meine Hilfe nicht zurückweisen? . . . Ich komme so selten in die Lage, wirklich etwas Gutes zu tun . . . hier kann ich es mal.«

Er war auf die Knie gesunken und verbergte seine nassen Augen in ihrem Kleide. Sie lächelte, daß all der Schmelz, alle Jugend wieder in ihr Gesicht kam, und blickte verstohlen in den großen Kristallspiegel und fand sich selbst mit dem vor ihr knienden Manne in der Pose der Barmherzigkeit und der Rührung, welche die Wahrheit waren, ganz bezaubernd.

Indem klopfte es.

Heinz Marquardt sprang verwirrt auf.

Und nach einer Pause, in der die Schöne ihrem Besucher Zeit ließ, sich zu sammeln, trat der Diener auf ihr »Herein« in den Salon und meldete Herrn Schindler.

Da lachte sie hell auf.

Diese Lustigkeit hatte etwas so Ansteckendes, daß auch Heinz Marquardts Gesicht gleich hell wurde.

»Passen Sie auf,« flüsterte sie, »in fünf Minuten haben Sie Ihr Geld . . . wieviel brauchen Sie denn?«

Eh' Heinz sich noch für eine Ziffer entscheiden konnte, trat Herr Schindler schon mit einem Blumenbukett herein, das viel zu groß war, um elegant zu sein.

Er machte ein bitterböses Gesicht, als er Marquardt bemerkte, dann aber sich zu einem süßsauren Lächeln

zwingend, sagte er im nachgemachten Kavalleristenton:

»Na, schon wieder auf den Beinen, Herr . . . Herr . . .«

»Marquardt!« vervollständigte Hilda.

»Ah . . . ja . . . Herr Marquardt . . . richtig! . . . Ganz recht . . . hatte total vergessen! . . . Nu sagen Sie mal, Herr Marquardt, wie war Ihn' denn da so, als Sie so unter die Rotte Korah fielen?«

Er lachte ein paarmal kurz auf, offenbar erschien ihm diese Situation komisch.

»Er dachte an Sie, Herr Schindler!« nahm Hilda wiederum statt ihres Schützlings das Wort, »das heißt, nach der bösen Affäre hat Herr Marquardt besonders intensiv an Sie gedacht! . . . Sie wissen doch, daß man dem Ärmsten dabei sein ganzes Geld weggenommen hat?! . . . Na, und . . . das übrige . . . das brauch' ich Ihnen, lieber Freund, doch wohl nicht erst sagen, was?«

»Wieso?« Der junge Mann, heute mit einem englischen Anzug in kleinem Karomuster angetan, der ihm das Aussehen eines etwas abenteuerlich geformten Schachbrettes gab, sah ganz verdutzt drein. Vielleicht kam ihm schon eine Ahnung dessen, was er erdulden sollte, aber sicher wußte er jedenfalls noch nichts.

»Wieso?« fragte er nochmals, »ich hatte doch, nichts damit zu tun, mit der Affäre . . .«

»Doch!« Hilda blieb stockernst, »doch, Herr Schindler! . . . Sie haben damit zu tun! . . . Nicht viel allerdings, sondern für Ihre Verhältnisse sogar sehr

wenig! . . . Um lumpige tausend Mark handelt es sich! . . . Und nicht wahr, mein Lieber, daß Sie Herrn Marquardt diesen kleinen Verlust ersetzen, das ist doch ganz selbstverständlich, darüber reden wir gar nicht lange!«

Herrn Schindlers Gesicht schrie in diesem Augenblick nach dem Photographen. Aber Marquardt zitterte: wie konnte sie bloß so töricht sein und so viel von dem Menschen verlangen! . . . Das gab der ja nicht, nein, nein! Jetzt würde er gewiß ohne einen Pfennig abziehen müssen!

Emil Schindler war inzwischen zu sich gekommen.

»Der Witz ist vorzüglich, geliebte Hilda!« grinste er.

Aber sie unterbrach ihn sofort:

»Pst, Emilchen! Nicht so familiär! Das kann ich mir wohl erlauben, aber Sie noch lange nicht! Und vorläufig ist auch gar keine Aussicht, daß wir jemals dahin kommen. Ich pflege nämlich meinen Verkehr nicht unter Knickern und Geizhälsen zu suchen . . .«

»Wie meinen Sie denn das?« jammerte er, »was soll ich denn tun?«

»Na, ich glaube, ich habe Ihnen das doch hinreichend angedeutet!«

»Na, was geht mich denn der . . . der Herr da an?«

Hilda stand auf und wandte sich zu Heinz:

»Bitte, Herr Marquardt, wir wollen uns im Nebenzimmer weiter unterhalten!«

»Aber nein! Nein!« Emil Schindler war schon an ihrer

Seite: »Sie wissen doch, daß ich alles tue, was Sie haben wollen! . . . Daß ich jeden Blödsinn ausführe, wenn Sie's befehlen.«

»Erstens befehle ich keinen Blödsinn, und zweitens werden Sie selten oder nie imstande sein, das zu beurteilen! . . . Also wollen wir das Geschäftliche bitte erst erledigen, Sie gestatten doch!«

Und ohne Umstände dem Jüngling in die innere Jackettasche greifend, suchte sie nach seinem Portefeuille.

»Nee, Jott sei Dank,« meckerte er, »da is es nich! Draußen im Paletot . . .« Er ging zur Klingel.

»Na, das hätt' ich wissen sollen,« scherzte sie, »da hätt' ich Sie wegen der Lappalie erst gar nicht lange angestrengt!«

Der Diener kam und brachte auf Hildas Befehl den Überrock des jungen Mannes.

»Da Sie schon gerade dabei sind, Emilchen, lassen Sie gefälligst gleich noch einen braunen Lappen raus, ich habe meiner Putzmacherin für morgen 'ne kleine Abschlagszahlung versprochen . . . so, my boy, schönsten Dank! Und hier, lieber Herr Marquardt, haben Sie Ihr Eigentum zurück . . . wenn der Herr es Ihnen auch nicht gerade genommen hat, so war doch sein Vater darin groß, im Nehmen, meine ich . . .«

»Aber Hilda!«

»Aber Emil! . . . Ich behaupte ja auch nicht, daß Ihr

verehrter Papa jemals etwas gestohlen hat . . . nein, nur genommen, und zwar Prozente, zweihundert und darüber . . . So, lieber Emil, und jetzt, nachdem Sie Ihre Schuldigkeit voll und ganz getan haben, jetzt können Sie wieder gehen . . . Morgen um diese Zeit bin ich für Sie zu sprechen, der heutige Tag gehört meinem armen Freunde hier, der mich nötiger braucht wie Ihr alle zusammen! . . . Und grüßen Sie den Grafen, wenn Sie ihn sehen!«

Der kleine Herr wollte lamentieren und legte sich schließlich aufs Bitten, aber es nützte ihm alles nichts, sie führte ihn selbst hinaus.

Dann zu Marquardt zurückkehrend, scherzte sie:

»Na, was sagen Sie nun zu mir? Bin ich nicht ein herzloses Ungeheuer, das die Männer ausraubt wie ein Vampir? . . . Ach, lieber Freund! . . . Im Grunde genommen macht mir das alles keinen Spaß! . . . Ich möchte nicht in Dürftigkeit leben, da würde ich eine zugemachte Ofenklappe oder etwas Blausäure vorziehen, aber das Verschwenden wird auf die Dauer auch langweilig . . .«

Sie dehnte ihren schlanken Körper, breitete die Arme weit aus und mit ihren goldfarbenen Augen in Weiten starrend, von denen der Mann, der vor ihr saß, nichts ahnte, sagte sie mit ihrer süßen Stimme so leise schwebend, daß es war, als redete das Unsichtbare, das Schweigen selber:

»Ich habe Sehnsucht . . . wonach weiß ich nicht . . .

mein Hunger ist nicht zu stillen, weil ich meine Speise nicht finde . . . vielleicht die Liebe, die ich nicht kenne . . . wer sie mich lehren würde! . . . Wer sie mich lehren würde! . . .«

Und dann trat sie in einer jäh erwachenden Regung an Marquardt heran:

»Du Armer! . . . Du hattest sie gefunden und hast sie verloren! Und nun suchst du . . . aber die Sterne fallen nur einen Augenblick . . . dann verlöschen sie für immer . . . und sucht man die toten Sterne? . . .«

Sie beugte sich über ihn und küßte seine fiebrigen Lippen, daß er erschauerte.

»Dich könnte ich lieben, aber nur so, wie du jetzt bist, so elend, so traurig um die Tote! So bist du anbetungswürdig, so . . .«

Er starrte sie fassungslos an. Er verstand dieses Suchen nach Sensationen, dieses Tasten einer bis ins Abnorme verfeinerten Seelenspitze nicht. Und sie sah das und berauschte sich doppelt an seinem Staunen.

Dann erhob sie sich und sagte:

»Geh jetzt . . . aber ja, eins noch, wenn dir einmal auf deinen finsternen Wegen ein Mensch mit Namen Erwin Boras aufstoßen sollte . . .«

Sie besann sich:

»Nein, vergiß den Namen lieber wieder, er hat ihn vielleicht schon selbst vergessen . . . aber achtgeben kannst du doch: er ist groß wie ich, nein, noch größer, hat

glänzend schwarzes, sehr glattes Haar und ein starres, düsteres Auge . . . Wer er war? Auch das will ich dir sagen: er war mein Bruder . . . Und solltest du ihn finden, so nenne ihm nicht meinen Namen, sage überhaupt nichts von mir, sondern sprich bloß zu mir von ihm! Ich weiß nicht, wie du ihn finden wirst, aber ich fürchte . . .«

Sie unterbrach sich plötzlich.

»Ich glaube, daß ich ihn trotz alledem lieb haben müßte, wenn er wiederkäme . . .«

Und plötzlich, sich wie eine furchtsame, frierende kleine Katze auf einen seidenen Puff niederkauern, sagte sie leise:

». . . Wir rannten immer zusammen durch die Straßen, der kleine Junge und ich . . . wir bettelten, bis sie uns eines Tages beide ins Waisenhaus brachten. Aber er blieb nicht, er riß aus . . . Und dann kam er eines Tages zu den Leuten, wo ich Kammermädchen war und bat mich um Geld . . . ich gab ihm auch welches, aber sie fingen ihn doch ein . . .«

Ihre traurigen Augen schienen weit hinaus nach dem Verlorenen zu suchen.

». . . Wie wir uns wiedersahen, half er mir. Ich hatte zum erstenmal kennengelernt, was die Männer wert sind . . . und ich glaube, ich wollte mich umbringen . . . Ganz zufällig kam er . . . ich sehe noch heut die Konditorei in der Friedrichstraße, wo ich für meine letzten fünfzig Pfennig Schokolade trank. Damals hatte er eine Stellung

und eine Braut, Trude hieß sie und war ein süßes Geschöpf . . .«

Marquardt horchte auf.

»Trude? . . . So hieß meine Frau . . .«

»Ach! . . . Ja, die Truden sind immer gut . . . ich hatte eine Schwester, die hieß auch so . . . aber sie starb mit zwei Jahren . . . Gott sei Dank!«

»Und die andere?« fragte Marquardt, den ein peinliches Gefühl bewegte.

»Ach die! . . . Ja, eines Tages erfuhr sie, daß Erwin schon mal Unglück gehabt hatte. Da war's aus . . . und ich glaube, das hat ihn wieder hineingestoßen in das wilde Leben . . . ich weiß nicht . . . wir haben uns danach selten mehr gesehen . . . Ein paarmal las ich in der Zeitung . . . ach! . . .«

Sie schüttelte sich. Und mit einer Bewegung, als wollte sie alles von sich fortdrängen, erhob sie sich von dem Kissen und streckte Marquardt die Hand zum Abschied entgegen.

»Leb' wohl und denk' an mich! Ich bleibe deine Freundin! . . . Und höre, vielleicht kann dir das nützen: Jeden Freitag abend ist hier eine Gesellschaft von allen möglichen Menschen beisammen. Alles sehr elegant gekleidete und daher feine Leute. Der bekannte Graf Manolesko war seinerzeit auch hier und hat uns von seinen indischen Reisen unterhalten . . .«

»Der Hochstapler?« fragte Heinz zögernd.

»Jawohl! . . . Vielleicht hat es Zweck, daß du herkommst, mein Lieber! . . . Also leb' wohl, auf Wiedersehen!«

Und sie umarmte ihn und küßte ihn wie eine Schwester.

Ganz wirbelig und wie berauscht erreichte der junge Beamte die Straße.

* * *

Maaß ging mit auf dem Rücken zusammengelegten Händen in seiner Zelle schnell auf und ab.

Wie so Tag und Nacht verging, ohne daß man ihn freiließ, war seine anfängliche Zuversicht schwankend geworden: sollte es am Ende doch möglich sein, daß ein ganz Unschuldiger wegen Mordes verurteilt wurde?

Seine Seele erbebte unter der Wucht dieser Befürchtung, und seine Phantasie fing an, sich mit blutigem Pinsel das Schreckgemälde der eigenen Hinrichtung auszumalen . . . Denn wenn sie ihn schon einmal verurteilten, dann –

Nervös blieb er stehen an der weißgetünchten Wand, die über seinem Kopfe das Fenster hatte. Und er ließ die schwere Klappe am Eisenhalter herabgleiten, um Luft in den engen Raum hineinzulassen . . . Dann lockerte er das blauweiß karierte Halstuch; ihm war, als müßte er ersticken.

Ein nervöses Schluchzen erschütterte seinen Körper und es begann sich seiner jenes schreckliche Gefühl zu bemächtigen: die Zellenangst, die den Befallenen laut aufschreien und toben und mit dem Schädel gegen die Mauer rennen läßt, bis er gänzlich ermattet zusammensinkt.

Der Schlüssel rasselte im Schloß und der hereintretende Aufseher kommandierte:

»Fertigmachen zur Vorführung!«

Ein Zittern befiel den jungen Beamten, und er folgte dem Aufseher schnell, glücklich, daß er nicht mehr allein in dieser fürchterlichen Zelle bleiben brauchte, daß er vielleicht etwas tun könne zu seiner Befreiung.

Nun ging es die Galerie des zweiten Stockwerkes entlang, dann die eiserne Wendeltreppe hinab in den ersten Stock und weiter ins Parterre nach dem Zentral hin, in das alle Gänge und Korridore des weitläufigen Gebäudes zusammenlaufen.

Maaß ging vor dem Aufseher her durch einen glasgedeckten Gang, der hinüber ins Kriminalgebäude führte. Und seine Schritte hatten wieder die Elastizität der Jugend, er hoffte ja, freizukommen. Einmal mußten diese Menschen doch einsehen, daß er unschuldig war!

Aber nun, nachdem er mit seinem Führer zwei schmale Steintreppen hinaufgestiegen war und den breiten Korridor betreten hatte, kam er doch noch nicht ins Zimmer des Untersuchungsrichters.

Man brachte ihn in das »Zimmer der Angeschuldigten«, einen großen Raum, dessen Luft von der Ausdünstung der vielen und nicht immer reinlichen Gefangenen, die man da hineintrieb, verpestet war.

Maaß blieb eine Weile in der Nähe der Tür stehen, bis einer von den Dreien, die am Fenster standen, sagte:

»Na, man immer rin in de jute Stube . . . du scheinst den Rummel hier noch nich zu kennen! Nebenbei sagt man juten Tach!«

»Guten Tag!« sagte Maaß leise und zaghaft.

»Also, wo wa ick doch stehn jebliem?« meinte ein kleiner Dicker mit einer schlimmen Nase.

»Na, wo du dir die Staude²² ebent rieberjezogen hattest un die junge Frau kam un fragte, ob det dein Hemd were«, half ein älterer Mann im schwarzen, fuchsigen Anzug, der eine Stahlbrille trug und von den anderen »Apothekerjustav« genannt wurde.

»Ach so, ja richtig! Also ick stand da, so unschuldig wie 'n Lämmeken, un die Staude, die ick eben ausjezogen hatte, die rannte dawweile alleene weg, vonwejen die villen Bienen²³. Ick vabeuje mir also vor ihr un sage: ›Jnädije Frau,‹ sag' ick, ›et is zwar nich meine, aber 't wird meine! Un jetzt is et ooch meine – oder is et nich meine?‹ – Und damit trat ick janz dichte an se ran un hob de Hand uff – hier seht eich den Platong jefälligst mal an!«

Der Dicke erhob seine Rechte, die wirklich zweimal so

groß war, als man es nach seinen sonstigen Körpermaßen hätte erwarten dürfen.

»Un da fing se an zu plärren, det ick ihr rasch 'n Mund zuhalten mußte, det Frauenzimmer! . . . Aber drieben in 't Haus hatten se 't doch schon jeheert, mir blieb also weita janischt übrich, als zu teilachen²⁴. Imma haste nich jesehn, los, rüber über die Wiese, und dabei in de eene Hand meine Kluft²⁵ und in de andere de Trittchen²⁶, 'n Obermann²⁷ hatte ick Jott sei Dank damals nich, un so braucht' ick 'n ooch nich festezuhalten! . . . Mit eenmal komm ick an' Jraben – so breet war er! Aber ich 'n Anlauf jenommen un rieber, det jing man so! Wie ick drüben bin, dreh ick ma um un lächle, weil ick dachte: ›Na, Franze, nu biste scheene raus mit siebzig un 'n Freilos!‹ . . . Jawoll, Scheibe! . . . Ick denke, mir laust der Affe! Denn wat sehen meine Oogen, da hinten macht eener 'n Hund los . . . Na, wat soll ick eich da lange azehlen: bis an 'n Wald bin ick noch jekommen, denn war 't Essig! . . . Die Tele wie son Varickta hinter mich her, un pletzlich hatte se mir und det neue Hemde, wodruff ick so stolz war, un war jleich in Fetzen! . . . Wißt Ihr wat 'n Bauernverhör is? . . . Ne? . . . Na, ick kann eich sagen, det hab' ick an den Tach kenn' jelernt! Un zwar jar nich, wie 't Mode is! Mit alle Schikanen! Wenn ich dadran denke, denn juckt et mir heite noch!«

»Na, un wie kommst 'n hierher, Dicker?« fragte ein sehr Großer, der eine wahre Fechtergestalt und ein paar

Dolchaugen in dem wie aus braunrotem Stein geschnittenen Gesicht hatte.

Der Dicke schüttelte wehleidig den Kopf:

»Ach, Menschenskind, det wa' ja die jröste Demlichkeet! Da waren nemlich 'n paa' Holzarbeeter, die in de Nähe tetig waren. Die fanden mir, wo ick lag, denn mit det Uffsteh'n und Jehen, det jing de ersten paa' Stunden man sehr mies . . . Na, un die beeden Leite, die fragen mir natierlich, warum det ick denn da liejen dhäte? Ick meente, ick hätte mir da drieben ausjezogen und dabei hätte mir 'ne Frau ieberrascht, weil ick jrade mein Hemde jewechselt hätte – det ick et aber mit eens von ihre vawechselt hatte, davon hab' ick zu die Leite nischt jesagt. Die waren nu janz kolossal entrüstet dadrieber, und red'ten ma zu, ick sollte ma doch um Jotteswillen dabei nich beruhigen, un se wollten ma helfen, det ick mein Recht kriegte. Un denn luden se mir uff un brachten mir bei'n Amtsvorsteher. Der nahm 'n Protokoll uff, denn allens, wat recht is, ick sah aus wie 'n Tartarbiefstick mit Zwiebeln, und ick wurde soja uff Kosten von die Leite, die mir vahaun hatten, 'n paar Tage in der Heimat²⁸ verpflegt. Aber denn drehten die den Spieß um un vamasselten mir bei'n Staatsanwalt. Na un da gaben se det denn richtig so rausjedreht, det ick hochjing, wejen Raub! Jawoll, ausjerechnet! Weil ick se bei'n Schlung jefaßt hatte, die Olle!«

Der Schlüssel klapperte, alles war still.

»Behnke!«

»Jawoll, hier!«

Der Dicke verließ, affektiert gleichgültig mit den Armen schlenkernd, das Zimmer.

»Da kriecht a seine drei Jahre, det knallt man so!« sagte Apteckerjustav, mit einer Kopfbewegung hinter dem eben Gegangenen herdeutend.

»Wat jloben Sie denn, vaehrter Herr, det Se kriejen werden?« wandte er sich mit einer ironisch tiefen Verbeugung an Maaß.

Der wich unwillkürlich zurück, wobei er voll heimlicher Furcht sagte:

»Ich . . . ich . . . ich weiß nicht . . . ich bin unschuldig!«

»Dat sind wa alle!« rief der andere laut auflachend und sämtliche Insassen des Zimmers stimmten in diese Heiterkeit ein.

»Oder jloben Se etwa . . .«

Aber da rasselte wieder der Schlüssel und aus der eintretenden Stille heraus verließ wieder einer das Zimmer.

»Das wa 'n Erpresser,« meinte der alte Herr mit der Brille, »is schon dreimal verknaxt – macht fünf Jemmchen minimum!«

Maaß sah den Alten erstaunt an; woher wußte der alles das so genau? War es am Ende ein Beamter, der hier zwischen die Verbrecher gesteckt wurde, um aufzupassen?

Der Alte aber nahm das Anstarren des Jüngeren als eine Aufforderung, sich mit ihm zu unterhalten, näherte sich Maaß und sagte gedämpft:

»Na und Sie? . . . woll wejen Schiebung, was? . . . ich meine wegen Betrug?!« setzte er hinzu, da Maaß ihn so fremd ansah.

Alfred Maaß seufzte tief auf.

Sollte er sich diesem Menschen anvertrauen? Unter anderen Umständen hätte er es sicher nicht getan, aber hier, heute, in der schrecklichen Gemütsbewegung, die ihn ganz krank machte, in der Aufregung und qualvollen Erwartung dessen, was die nächste Stunde ihm bringen würde, konnte er sein Mitteilungsbedürfnis nicht zurückhalten.

»Wegen Mord«, sagte er leise.

»Das heißt, ich hab' es nicht getan,« sprudelte er, als er das Zurückweichen des Alten sah, sofort hervor, »ich bin absolut unschuldig! Die sind ja hier alle verrückt! Wie sollte ich denn dazu kommen?! . . . Die Frau meines Kollegen! . . . Weil ich sie früher mal gekannt hatte!«

Er brach in lautes Jammern aus und schlug die Hände vors Gesicht.

»Wejen Mord?« Der Alte wiegte den Kopf hin und her. »Det is woll der Fall in de Koloniestraße, wovon se jestern abend bei uns in Schlaftaal jeredet ham' . . . na, heren Se mal, 'ne Frau, 'ne janz junge Frau!«

Der Sprecher zog sich zurück, und während Maaß

weinend stehen blieb, sammelten sich die sämtlichen anderen in der Ecke beim Fenster und berieten miteinander. Offenbar waren ihre Meinungen geteilt, denn hin und wieder fielen lautere Worte, die wie Streit klangen.

Endlich sagte der Alte vortretend:

»Det vasteh ick nich, det se Ihn' iebahaupt hier rinjebracht ham . . . sone janz schweren Sachen kommen doch for jewehnlich hier nich her . . . det heest, es is ja mechlich, det Sie't nich waren, aber for jewehnlich . . . na mit een Wort, wir beschweeren uns dadrieba! . . . Mit 'n Raubmörder in eene Zelle, det brauchen wa uns nich zu jefallen lassen!«

Damit kehrte er sich ostentativ von Maaß ab, ging wieder zu den anderen, die die Unterhaltung, jetzt lauter und ohne auf den selbst hier Ausgestoßenen Rücksicht zu nehmen, fortsetzten.

Alfred Maaß hatte die Hände vom Gesicht genommen und eine Weile mit offenem Munde dem sich abwendenden Alten nachgestarrt.

Jetzt setzte er sich auf die nunmehr gänzlich freie Bank. Auf seinem Gesicht erschien allmählich wieder das Lächeln, mit dem er an jenem Nachmittag die von der wütenden Menge umlagerte Morgue verlassen hatte. Er hörte auf nichts mehr, was jene redeten. Seine Seele war blind und taub für alles, was um ihn her vorging, nur den Racheschrei seines Herzens vernahm er noch über die

blöde Ungerechtigkeit des Schicksals und der Menschen, die sich alle, aber auch alle verschworen zu haben schienen, um ihn zu peinigen.

Als bald der Aufseher wieder hereintrat, umringten die anderen Gefangenen ihn sofort und forderten, alle durcheinanderschreiend, Maaßens Entfernung.

»Denn det haben wa doch nich vadiant«, faßte der Alte ihr Lamento zusammen:

»Mit 'n Raubmörder in eene Zelle, nee, dazu hat det Gericht keen Recht! Dafor jibbt et besondre Zellen! Det wer ja noch scheener!«

Der Aufseher war offenbar selber bestürzt. Es lag ein Versehen vor; der Maaß hierher gebracht, hatte vergessen, ihm die nötigen Mitteilungen zu machen. Übrigens hatte er Maaß gerade eben holen wollen.

Auf dem Korridor, während der Angeschuldigte neben ihm herschritt, sagte der Aufseher stockend:

»'s is nich nötig, daß Se da was von sagen, vastehn Se! Se tun überhaupt gut, hier nich zuviel zu reden.«

Maaß sah den Mann ganz verständnislos an; was wollte denn der? Worüber sollte er nicht reden? Und eh' er sich noch klar wurde, was jener von ihm verlangte, stand er vor dem Zimmer des Untersuchungsrichters.

Der Beamte klopfte.

»Herein!«

Maaß sah, noch ehe die Tür sich öffnete, den Richter,

dem er ja schon mehrfach gegenübergestanden hatte, deutlich vor sich, einen hageren, blassen Herrn, der die nervöse Angewohnheit hatte, beim Verhör mit den Oberzähnen an der Unterlippe zu kauen, oder die Enden seines dünnen blonden Schnurrbartes zusammenzunehmen und in den Mund zu stecken. Er hatte blutlose; knochige Hände, die er für gewöhnlich auf dem Rücken verschränkt hielt, wenn nicht bei einer besonders scharfen Frage die Linke plötzlich hervorschoß, um sich mit ausgestrecktem Zeigefinger dem Angeklagten gleichsam ins Gewissen zu bohren.

Außer dem Juristen befand sich in dem Zimmer der Protokollführer und der Kommissar Hartmuth.

Über dessen Vogelgesicht glitt ein interessierter Zug, wie er des kleinen rothaarigen Menschen ansichtig wurde.

»Sie sind also an dem bewußten Nachmittag kneipen gegangen?« fragte der Untersuchungsrichter, der selbst dem Fenster den Rücken zukehrte, während auf des Rothaarigen Angesicht das helle Tageslicht fiel.

Maaß nickte.

»Dann sind Sie nach Hause gegangen und haben sich schlafen gelegt?« fragte der Amtsgerichtsrat weiter.

»Ja.«

»Darf ich mal dem Angeklagten eine Frage vorlegen, Herr Amtsgerichtsrat?« warf der Kommissar ein.

Doktor Birckner machte nur ein zustimmendes

Zeichen, im allgemeinen hielt er seine Autorität für ausreichend.

»Maaß«, sagte der Kommissar und seine Stimme bekam jenen eindringlichen, beinahe beschwörenden Ton, der den armen kleinen Kerl ganz rot werden ließ vor Ärger.

»Sagen Sie mal, besinnen Sie sich doch mal ganz genau darauf, wann sind Sie an dem Abend nach Hause gekommen?«

»Das weiß ich nicht!« erwiderte der Angeklagte trotzig.

»So, na anfänglich haben Sie doch aber gesagt, es wäre spätestens um zehn Uhr gewesen.«

Maaß zuckte die Achseln, innerlich erbost, daß er nicht sagen konnte, warum er damals gerade »zehn Uhr« angegeben hatte.

»Sie sind, wie Sie jetzt sagen, betrunken gewesen – es wäre also tatsächlich nicht gut möglich, sich noch heut so genau zu erinnern! – Und dabei wollen Sie sich die Nase gestoßen haben, davon soll das Blut an Ihren Manschetten herrühren . . . ist es nicht so?«

Maaß sagte gar nichts.

»Dann ist es aber doch sehr auffällig, daß gerade nur die eine Manschette, wahrscheinlich die an der rechten Hand, die Blutflecke aufweist?«

Maaß hob wieder nur die Schultern. Und nach zwei Minuten, als es ihm einfiel, daß dies ja ganz natürlich

wäre, da er sicher mit der rechten Hand nach der blutenden Nase gegriffen hatte – als ihm das einfiel, fragte Hartmuth schon wieder so knifflich, daß Maaß sich zusammennehmen mußte, um ja nichts zu sagen, woraus man ihm wieder ein Glied zur Kette hätte schmieden können.

»Sagen Sie mal, Maaß,« meinte der Kommissar, rasch weitersprechend, denn es lag ihm daran, dem Angeschuldigten keine Zeit zu »Ausreden« zu lassen, »wenn jemand Nasenbluten hat, dann ist doch nicht bloß vorne gerade an der Manschette ein blutiger Rand, denn dann müßte ja das Nasenbluten sofort wieder aufgehört haben, das wäre sozusagen ein Nasenbluten auf Bestellung! Sondern man nimmt ein Taschentuch, irgendeinen Lappen, der natürlich auch blutig wird! Aber davon ist bei Ihnen nicht das geringste gefunden worden! – Wie erklären Sie das?«

»Sehr einfach,« sagte Maaß, dessen Mut und Schlagfertigkeit sich an dem allzu selbstsicheren Wesen des Kommissars scharf schliffen, »die Nase hat mir, da ich wahrscheinlich in meiner Bezechtheit irgendwo angerannt bin, eben nur ein paar Sekunden geblutet. Ich habe halb unbewußt danach hingefaßt und mir dabei die Manschetten rot gemacht . . .«

»Nein, nur die eine, bitte, nur die eine!«

»Na ja, nur die eine! . . . Wenn ich bloß mit einer Hand hinfasse, so kann ich sie mir doch nicht alle beide

schmutzig gemacht haben!«

»Ich wünsche einen etwas bescheideneren Ton, Angeschuldigter!« mischte sich Doktor Birckner jetzt scharf in die Unterredung.

Aber Maaß war wieder einmal zu Ende mit seiner Selbstbeherrschung.

»Mir is das janz ejal, Herr Untersuchungsrichter! Meinetwegen machen Se, was Se wollen! Wenn das noch lange so weiter geht, dann antwort' ich überhaupt nicht mehr!«

Der Untersuchungsrichter warf einen Blick zu Hartmuth hinüber, als wollte er sagen: »Siehst du, was du mit deinen Fragen erreichst?« – Zu Maaß gewendet sagte er mit etwas milderer Strenge:

»Jedenfalls dürfen Sie keinen Augenblick vergessen, wo Sie sich hier befinden . . . hm . . . hm. Nu sagen Sie mir doch mal aufrichtig Ihre Meinung. Wer hat Ihrer Ansicht nach den Mord vollbracht?«

»Wie soll ich denn das wissen, Herr Untersuchungsrichter! Ich jedenfalls nicht!«

»Das würden wir Ihnen ja auch sehr gerne glauben, wenn wir nur irgendeine plausible Erklärung dafür fänden oder von Ihnen bekämen, wo Sie sich an dem fraglichen Tage zwischen zwei und fünf Uhr aufgehalten haben. Um diese Zeit ist der Mord geschehen, das hat der Sektions- resp. der Befund des Mageninhalts der Toten evident erwiesen . . . Aber Sie behaupten, Sie wissen nicht, wo

Sie währenddem gewesen sind?«

»Doch, doch, Herr Untersuchungsrichter! . . . Das weiß ich! Ganz genau weiß ich das! Ich bin umhergelaufen! Wir hatten uns vormittags im Bureau gezankt, Marquardt und ich. Und da könnt' ich den Menschen nicht mehr seh'n . . . Ich wäre verrückt geworden, wenn ich 'n an dem Tage nochmal hätte sehen müssen!«

»Also daß Sie wütend waren auf Ihren Kollegen, das geben Sie jetzt zu?«

Über Maaß kam eine große Verwirrung . . . Ja, hatte er denn das schon geleugnet, er erinnerte sich doch gar nicht!

Aber der Untersuchungsrichter, der diese Taktik gern befolgte, um verstockte Angeklagte aus ihrer Gedankenbeherrschung herauszubringen, fragte schnell weiter:

»Sie sind also so voller Wut gegen Marquardt umhergelaufen, daß Sie schließlich, wie von einem Magnet angezogen, in die Nähe seiner Wohnung gekommen sind, nicht wahr?«

Maaß schüttelte den Kopf.

»Sie sind nicht dort gewesen? . . . So? . . . Wenn wir Ihnen nun Leute gegenüberstellen, einwandfreie Zeugen, die bekunden werden, daß Sie an dem fraglichen Tage, zu der inkriminierten Zeit, dort gesehen wurden?«

Der Untersuchungsrichter hatte trotz aller Anstrengungen solche Leute bisher nicht ausfindig

machen können. Aber es schien ihm, als ob Maaß diese schon mehrfach gestellte Frage sehr nahe ginge. Deshalb tat Doktor Birckner so, als hätte er diese Zeugen in Wirklichkeit zur Verfügung.

»Ich war nicht da.«

Aber des Untersuchungsrichters feines Ohr, das leider nur den Ton der Schuld so sicher, niemals aber den der Unschuld aus der Stimme eines Angeklagten vernahm, hatte recht gehört.

Maaß war dort gewesen. Die Sehnsucht nach der entrissenen Geliebten hatte ihn wirklich dort hinausgetrieben nach dem Norden . . . In dem törichten Glauben, sie vielleicht zu sprechen, vielleicht auch nur ihr Angesicht für einen Augenblick hinter einem Fenster aufleuchten zu sehen, hatte er sich da hinausbegeben, unglücklich, elend, mit der Welt und sich zerfallen . . . Sie hatte er nicht gesehen, aber auch keinen Bekannten, der ihn hätte verraten können, hatte er dort getroffen, trotzdem er wohl eine Stunde vor ihrem Hause auf und ab patrouilliert war . . . Im tiefsten Herzen zitterte er, daß doch vielleicht jemand ihn beobachtet haben und jetzt mit seiner Wissenschaft vortreten könnte, aber er glaubte es nicht . . . »Wenn wirklich so ein Zeuge vorhanden wäre,« rechnete er, »so würden sie sich hier wahrlich nicht genieren und ihn mir gegenüberstellen.«

Der Untersuchungsrichter beobachtete seinen Mann, wie eine Schlange das Kaninchen belauert, das sie gleich

umstricken wird.

»Kommen Sie mal her, Maaß! . . . Hier an den Tisch ran!«

Der Bureaubeamte gehorchte.

»Ist das hier Ihre Handschrift?«

»Ja,« Maaß war sehr bestürzt, »das ist 'n Brief an meine Mutter! . . . Warum is 'n der nicht abgeschickt?«

»Nur ruhig,« sagte Doktor Birckner, »seien Sie froh, daß ich Ihnen hierauf nicht noch 'n Prozeß an 'n Hals hänge, mein Lieber! Dieser Brief strotzt von Beleidigungen gegen Gefängnis- und Gerichtsbeamte, so was wird natürlich nicht abgeschickt! . . . Wenn Sie einen anständigen, bescheidenen Brief an Ihre Mutter schreiben wollen, so ist dagegen natürlich nichts einzuwenden! Nebenbei wäre das auch die passendste Gelegenheit, ein reumütiges Geständnis abzulegen . . . ich meine, in so 'n altes, treues Mutterherz schüttet man seine Schuld und Sünde am besten hinein!«

Der Herr Amtsgerichtsrat sagte diese an sich vielleicht rührenden Worte mit einer so unleidlichen Trockenheit im Ton, so uninteressiert und darum so wirkungslos, daß Maaß, dem bereits das Weinen in der Brust hervorquoll, auf einmal wieder ganz gefaßt und beinahe gleichmütig wurde.

»Na, wenn man meine Briefe schon unterschlägt! . . .« Der kleine Rothaarige wurde absichtlich impertinent – aber weiter ließ ihn der Untersuchungsrichter nicht

kommen.

»Was erlauben Sie sich« schnauzte er ihn an, »ich lasse Sie krumm schließen, bei Wasser und Brot, unten im Keller! . . . Sie unverschämter Halunke!«

Maaß verbeugte sich, hochrot im Gesicht: »Danke, gleichfalls!«

»Wa. . . was, Sie! . . . Sie! . . .« Dr. Birckner schnappte nach Luft. »Herr Kommissar!«

»Jawohl, Herr Amtsgerichtsrat! . . .« Der Kommissar Hartmuth, äußerlich todernst, innerlich aber voll Schadenfreude, gönnte diesem »aufgeblasenen Juristen« den Denkwettel.

»Sie sind Zeuge!« schnaubte der Richter, »Sie haben gehört, was sich dieser Mensch da eben zu sagen erfrecht hat!«

»Jawohl, Herr Untersuchungsrichter.«

»So, na dann setzen wir vorläufig das Verhör fort! . . . Das übrige wird sich dann ja schon finden! . . . Ist das hier Ihre Handschrift, Angeschuldigter? . . . Ja. oder nein?!«

Maaß starrte lange auf das Briefblatt, ehe er »Ja« sagte. Jetzt war er doch voller Angst, was man nun mit ihm machen würde, und hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn er dem Untersuchungsrichter diese patzige Antwort nicht gegeben hätte . . . Trotzdem gab er sich die größte Mühe, diese neue Angst zu verbergen. Besonders ein Gedanke peinigte ihn: er hatte gehört, daß manchmal die

Gefangenen noch in den Bock gespannt und halbtot geschlagen würden . . . wenn sie das nun mit ihm auch so machten?

Ein nervöses Zittern befiel den kleinen Menschen, dessen Gesicht die kurze Gefängniszeit hatte erschreckend abmagern und grau werden lassen . . . Aber dann wollte er sich lieber aufhängen! . . . Schlagen, nein, schlagen ließ er sich nicht!!

Und dieser Entschluß gab ihm seinen Mut wieder. Er trat von dem grünüberzogenen Tisch, der voller Aktenstücke lag, mit festem Schritt zurück und sagte: »Mir ist der ganze Quatsch schon über! . . . Ich antworte überhaupt nicht mehr!«

Kommissar und Untersuchungsrichter sahen sich bedeutsam an; wenn ein Angeklagter erst einmal die Furcht vor dem Gericht und den Gerichtspersonen ganz überwunden hatte, dann war es sehr schwer, noch etwas aus ihm herauszubringen, das wußten sie aus Erfahrung.

Da gab es nur zwei Wege, um das nicht eintreten zu lassen: entweder man zog die Zügel noch straffer an, oder man ließ ein wenig nach in der Strenge und versuchte es zwischendurch mal wieder mit guten Worten und freundlichem Zureden.

Und weil Herr Dr. Birckner nicht genug Menschenkenntnis besaß und nicht sah, daß Alfred Maaß im Grunde seines Herzens zitterte, wählte er den Weg der Güte und ließ sich dadurch den Angeklagten ganz und

gar entschlüpfen.

»Na, daß Sie den Brief geschrieben haben an Ihre Mutter, das werden Sie doch nicht in Abrede stellen wollen?«

Maaß antwortete nicht.

Dr. Birckner nahm aus einem blauen Aktendeckel einen anderen Brief: »Vielleicht kennen Sie das hier auch?«

Maaß sah erst gar nicht hin.

»Das hier!!« Der Untersuchungsrichter hielt ihm den Brief direkt unter die Nase. »Das ist ein Stück von einem Brief an Frau Marquardt. Der ist nachträglich zufällig im Tischkasten zwischen altem Papier gefunden worden . . . hören Sie, Maaß?« Maaß schien nicht zu hören.

»Der Brief kann alt oder neu sein, das läßt sich, da das Datum fehlt, schwer feststellen . . . sehen Sie sich den Brief doch mal an, Maaß! . . . Es wäre ja möglich, daß irgend jemand den Brief geschrieben hätte, dessen Handschrift Sie kennen?!«

Aber der Rothaarige ging dem Richter nicht in die allerdings recht plump gestellte Falle. Sein Gesicht hatte etwas unbeweglich Eernes bekommen, und die ein wenig rissigen Lippen bleiben fest geschlossen.

»Also schön, dann muß ich Ihnen sagen: Die Schreibsachverständigen begutachten, daß Ihre Handschrift, die hier,« Dr. Birckner tippte auf den Brief an die alte Frau Maaß, »und die in dem Brief an die

Ermordete absolut identisch sind! . . . Was sagen Sie dazu?«

Maaß hob die Hand an den Mund und gähnte. Es war tatsächlich nur ein Symptom seiner nervösen Erschlaffung, aber es sah so aus, als sei ihm alles das, was der Untersuchungsrichter vorbrachte, bloß langweilig.

Da erfaßte den Juristen ein heiliger Zorn:

»Aufseher! Führen Sie ihn hinaus, diesen unverschämten Flegel!« donnerte er, »wer'n ihn schon kriegen! . . . Jawohl! Den kriegen wir schon! Er wird gefesselt!«

Aber Maaß wurde nicht gefesselt. Der Herr Untersuchungsrichter hatte sich diese durch nichts zu rechtfertigende Maßregel doch noch einmal überlegt und den Befehl zurückgenommen.

Als der Amtsgerichtsrat mit dem Kommissar Hartmuth allein war, ging Dr. Birckner noch ein paarmal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor dem Kriminalisten stehen und sagte, noch immer sehr erregt:

»Na, was sagen Sie nun zu diesem Menschen? . . . Was?«

Der Kommissar lächelte, er war innerlich von Schadenfreude erfüllt über das Abblitzen des Amtsgerichtsrats. Aber er beeilte sich doch, seine stille Heiterkeit zu erklären. Dr. Birckner schien ihm zu gefährlich, als daß er ihn das Geringste von seinen

Absichten hätte merken lassen mögen.

»Man kommt zu keinem rechten Abschluß,« meinte er, »zuerst war ich im Gegensatz zu meinem Kollegen Bendemann fest von Maaßens Schuld überzeugt, und jetzt, jetzt . . .«

»Na, Sie zweifeln doch nicht etwa daran, daß Maaß der Täter ist?« fiel Dr. Birckner ihm schnell ins Wort.

Hartmuth zuckte leicht die Achseln.

»Wie? . . . Sie zweifeln in der Tat? . . . Aber ich bitte Sie, wer soll es denn sonst gewesen sein?! . . . Sie denken doch nicht etwa an die Kirchhofszene mit dem hysterischen Frauenzimmer? Ich sollte doch meinen, wir haben wahrhaftig alles getan, was in unseren Kräften stand! . . . Nicht allein, daß ich diese Frauensperson – Notabene eine Prostituierte übelster Sorte, und mithin das Gegenteil von einer klassischen Zeugin! –, daß ich sie wiederholt vernommen habe, nein, ich habe mir sogar den Geistlichen kommen lassen! . . . Na, und Sie haben ja jedenfalls das Protokoll gelesen, Herr Hartmuth! . . . Sie hat einen Mann gesehen in Gesellschaft ihres sogenannten Bräutigams . . .«

». . . gewordenen Bräutigams!« warf der Kommissar ein.

»Ganz recht! . . . Dieser Mensch hat früher schon mit dem Heiland, einem der berühmtesten Zuhälter, verkehrt . . . behauptet sie . . . Da spitzte ich natürlich sofort beide Ohren! Aber was stellt sich heraus, wie wir den Heiland

vorladen, gegen den zurzeit übrigens nicht das Geringste vorliegt: Der Mann hat keine Ahnung! Und ich sage Ihnen, lieber Kommissar, ich versteh' mich auf so was! . . . Was wahre und gemachte Verwunderung ist, das weiß ich wohl zu unterscheiden . . . Da verlassen Sie sich darauf!«

Der Kommissar nickte zustimmend mit dem Kopf.

Bei sich aber dachte er: »Das glaub' ich noch lange nicht, daß du das weißt! . . . Wie ich denn überhaupt nicht allzuviel von deinen Fähigkeiten halte! . . . Du bist ein Streber, mein Junge, und weiter gar nichts!«

Der Untersuchungsrichter fuhr fort:

»Daß er bei der Beerdigung auf dem Kirchhof war, gibt Heiland ja ohne weiteres zu . . . Er hält es auch für möglich, daß zufällig ein Mann neben ihm gestanden haben kann, der, ebenso wie er, einen hellbraunen Filzhut getragen hätte. Aber im übrigen sei er absolut für sich allein gewesen . . . er hat mir dann auch den Freund, von dem die Augst sprach, vorgestellt. Der Mann war aber nachweislich zur Zeit des Mordes in Breslau. Und daß die Augst sagt, das wäre gar nicht der Freund von Heiland, den sie gemeint hätte, das will bei dieser absolut unzurechnungsfähigen Person, die nebenbei einen großen Haß auf ihren ehemaligen Bräutigam zu haben scheint, doch auch nicht viel bedeuten! . . . Nee, wahrhaftig! Da bieten sich keinerlei Anhaltspunkte, die Sache ist für mich wenigstens glatt erledigt!«

Der Kommissar sagte gar nichts. In dienstlicher Haltung wartete er, ob der Jurist ihm noch etwas mitzuteilen habe.

Dr. Birckner aber, der seiner Sache innerlich doch wohl noch nicht so recht sicher sein mochte, betrachtete den andern, scheinbar zum Fenster hinaussehend, lauernd von der Seite. Dann entließ er ihn mit einer halbvertraulichen Handbewegung.

Doch als Hartmuth schon an der Tür war, bat er ihn noch einmal zurück:

»Es ist immer schwierig,« sagte er, jedes Wort abwägend, mit scharfer Akzentuierung, »in einer solchen ernstesten Sache ein abschließendes Urteil zu fällen. Aber das tun wir ja auch gar nicht, das ist ja durchaus nicht unseres Amtes! . . . Was wir zu tun haben, ist weiter nichts, als alles erreichbare Material zur Anklage zur Stelle schaffen, es sichten und das unserer Ansicht nach Falsche vom Wahren sondern.«

Er machte eine kleine Pause, dann fuhr er wie in Gedanken fort:

»Genau dasselbe, dessen erinnere ich mich jetzt, habe ich vor einiger Zeit auch dem Herrn Staatsanwalt v. Marzahn gesagt . . . aber dieser Kollege war, wenn ich nicht irre, ganz der entgegengesetzten Ansicht . . . sowie er denn auch von der Unschuld dieses Maaß fest überzeugt zu sein schien . . .«

Er pausierte wieder, um dann ganz gleichgültig und

nebensächlich die Worte hinzuwerfen:

»Der Herr Staatsanwalt hat, wie Sie inzwischen vielleicht auch schon erfahren haben, seinen Abschied genommen . . .«

Der Kommissar begriff. Er nickte sehr ernst, wiederholt mit dem Kopfe. Dann sagte er, voller Überzeugung:

»Wir von der Kriminalpolizei, Herr Amtsgerichtsrat, wir sind eben in vielen Fällen zu gewissenhaft! Und selbst wenn wir den Mörder schon gefunden haben, sehen wir uns doch noch nach allen Seiten um und verfolgen jede Spur . . . denn wir haben ja auch die größte Verantwortung! . . . Aber hier in diesem Fall . . . man kann die Sache drehen, wie man sie will, schließlich fällt der Verdacht doch immer wieder auf Maaß, und es müßte ja mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht schließlich doch noch 'n Geständnis aus ihm rauskriegten! . . . Denn er ist's gewesen, daran ist gar kein Zweifel!«

»Na seh'n Siel« meinte der Untersuchungsrichter sehr zufrieden, »die Hauptsache ist, ruhig und ohne Jefühlsduselei an so 'ne Sache rangeh'n, dann kommt man auch zum Ziel!«

Damit reichte er dem Kriminalbeamten kordial die Hand, und dieser zog sich mit einer Verbeugung zurück.

* * *

Der Tausendmarkschein hatte Heinz Marquardt zu einem ganz anderen Menschen gemacht.

Er war imstande, sich anständig zu ernähren, und seine an sich kräftige Natur und der unbeugsame Wille, gesund zu sein und alle seine Kräfte gebrauchen zu können, ließ ihn rapide wohler werden.

Trotzdem blieb er sparsam, nur auf seinen Anzug verwandte er Geld und Sorgfalt.

Eines Abends ging er zu Hilde Boras.

Die schöne Demimondaine hatte ihren Empfangsabend; die luxuriös eingerichteten Räume der großen Wohnung waren voller Gäste. Heinz Marquardt fühlte sich anfänglich recht befangen. Aber er fand seine Sicherheit sofort wieder, als die »Baronesse«, wie sie allenthalben genannt wurde, auf ihn zukam, sich an seinen Arm hing und ihn mehreren Kavalieren als ihren Freund vorstellte.

Egon Graf v. Sarwald, der sich auch gerade in dieser Gruppe befand, lächelte bei dieser Vorstellung fein, dann aber trat er als erster hervor, streckte dem Ankömmling seine kräftige Rechte entgegen und gab so den anderen Herren das Zeichen, den neuen Gast als einen der ihrigen anzuerkennen.

Hilda war schon wieder davon, um andere Gäste zu bewillkommen. Eben empfing sie einen jungen blonden Herrn mit guter Taille und kleinem Schnurrbärtchen, in dem Heinz, trotzdem er nicht in Uniform war, den

Polizeileutnant Runkel erkannte, der in jener schweren Nachtstunde der erste war, der seinem toten Weibe in das bleiche Antlitz gesehen hatte.

Hilda, die schon mit dem Leutnant darüber gesprochen zu haben schien, brachte ihn sofort zu Heinz.

»Ein guter Bekannter,« sagte sie, »der sich freut, Sie wiederzusehen, Herr Marquardt! . . . Halten Sie sich den fest!« raunte sie ihm noch zu, ehe sie wieder von dannen eilte, »er kann Ihnen sehr nützlich sein!«

»Und das wird er auch gern tun!« lächelte der Polizeileutnant, dessen feines Ohr die Worte Hildas aufgefangen hatte, die heute in einem tief dekolletierten Kleide aus klarweißem Samt mit silbernen Knöpfen und einer wundervollen Kette von Türkisen und dem entblößten Nacken göttlich schön war.

»Aber was kann ich für Sie tun?« fragte der Leutnant etwas zerstreut, da sein Auge von der blendenden Erscheinung nicht loskam.

Er lispelte ein ganz klein wenig, was ihm übrigens bei seiner sehr vorsichtigen, gut erzogenen Art, sich zu geben, nicht übel anstand, und da er außerdem sehr gedämpft sprach, so hatte ihn Heinz Marquardt nicht sogleich begriffen.

Der neigte lauschend den Kopf und der Leutnant wiederholte die Frage. Aber in diesem Augenblick trat Graf Sarwald hinzu.

»Haben Sie denn nun Ihre nächtlichen Fahrten

aufgegeben, lieber Freund?« fragte der Graf.

Heinz Marquardt schüttelte den Kopf.

»Nicht eher, Herr Graf, als bis ich den Mörder meiner Frau gefunden habe.«

»Sie meinen, die Polizei fängt 'n doch nicht! . . . Pardon, lieber Herr Leutnant, aber Sie sind ja nicht Kriminalist!«

Der lachte.

»Trotzdem haben unsere Leute den Herrn hier neulich doch herausgehauen, nicht wahr?«

»O, da hab' ich auch geholfen!« versicherte der Graf, ebenfalls heiter, »ich glaube, ich würde einen ganz guten Kommissar abgeben! . . . Aber ich will Sie beide nicht stören!«

Aber auch der Polizeileutnant verließ Marquardt gleich darauf, als bekannte Herren ihn anriefen, und Heinz begann sich recht einsam zu fühlen. Er sah auch nicht, wie er seinem Zweck hier nützen sollte. Und er, dem jede Stunde verloren schien, in der er nicht seinem Ziele dienen konnte, verlor allmählich jede Lust, unter diesen Menschen länger zu verweilen. Er versuchte, noch Hilda Adieu zu sagen, sah diese aber in so angelegentlichem Gespräch, daß er ihr lästig zu fallen fürchtete. Deshalb ging er still hinaus und ließ sich vom Diener Hut und Paletot geben. Er wollte eben gehen, als der Polizeileutnant ebenfalls auf die Diele hinaustrat.

»Sie gehen auch schon? Das is ja nett! Da könn' wir

am Ende ein Stück Weges gemeinsam wandern! Ich habe keine Zeit mehr . . . muß zum Dienst!«

Heinz verbeugte sich. Die beiden Männer traten auf die Straße.

Indem kam ein hochgewachsener Mensch an sie heran, der nicht besonders gut gekleidet war, und fragte:

»Ach Sie entschuldigen, wohnt hier in diesem Hause nicht ein Fräulein Boras?«

Er wandte sich mit dieser Frage an Marquardt, und da er so stand, daß das Licht der Straßenlaterne voll auf sein Gesicht fiel, konnte Marquardt ihn genau erkennen.

Sehr blaß war dieses Gesicht, und das schwarze Haar, das der Unbekannte ziemlich lang trug, schien sich in einem nicht sonderlich gepflegten Vollbart fortzusetzen. Die dunklen Augen hatten etwas glanzlos Totes.

Heinz Marquardt war es, als hätte er diesen Mann schon einmal gesehen . . . oder ein Bild von ihm . . . oder . . . ja, ja, jetzt hatte er's, das war der Mensch, von dem ihm die schöne Frau dort oben gesprochen hatte – es war Hildas Bruder.

»Na, Sie wissen es wohl auch nicht?« fragte der Mann jetzt wieder.

»Doch,« sagte Marquardt, während der Leutnant abwartend still schwieg, »doch, Fräulein Boras wohnt hier! . . .«

»Ob man da wohl noch reinkommt? . . . Ich müßte die Dame möglichst heute noch sprechen . . . sie scheint ja

noch auf zu sein«, setzte er, nach den erleuchteten Fenstern hinaufsehend, hinzu.

»Vielleicht kommt ein Wächter«, meinte Marquardt und wandte sich zum Gehen.

»Komischer Kauz!« meinte der Leutnant, als sie ein Ende fort waren.

»Ja«, sagte Marquardt, aber von seiner Entdeckung verriet er nichts.

»Ich will Sie«, sagte der Leutnant, während die beiden jungen Männer weitergingen, »mal in eine Kneipe führen, die von der Polizei sozusagen nur von ferne observiert wird. Es liegt den Herren vom Alexanderplatz daran, gewisse Orte ganz freizulassen von Razzien und Streifen. Die Leute von der Zunft sollen aber denken, daß sie da ganz ungestört sind und daß die ›Polente‹ keine Ahnung hat vom Vorhandensein dieser Zufluchtsstätten.«

Er ging plötzlich dichter an Heinz Marquardt heran und sagte leise:

»Sehen Sie das Frauenzimmer, was uns da fortwährend verfolgt? . . . Kennen Sie sie vielleicht?«

Marquardt der sich rasch umdrehte, ging dann sofort weiter und meinte ebenso leise:

»Ja, die kenn' ich! . . . Sie hat da im Hause gewohnt und mir in der Nacht den Weg zum Arzt gezeigt.«

Er hielt inne, seine Seele trauerte wieder um den unersetzlichen Verlust, den er da erlitten hatte.

»Na, und was will sie jetzt von Ihnen?«

Marquardt zuckte die Achseln.

»Was weiß ich! . . . Sie hat mich später immer wieder zu sprechen gesucht und mir eines Tages ganz unglaubliche Geschichten erzählt von einem Menschen, mit dem meine arme Trude vor unserer Ehe ein Verhältnis gehabt haben soll, und lauter solchen Blödsinn!«

»Wie?« fragte der Polizeileutnant, »Ihre Gattin? . . . Mit wem denn?«

»Na, das is ja eben das Tollste! . . . Mit einem notorischen Verbrecher, einem Zuhälter, der befreundet war mit dem Geliebten, den sie, die Augst, selbst früher gehabt hat . . .«

»Ach, dann ist das wohl die, die auf dem Kirchhof die große Schauerszene gemimt hat?«

Marquardt nickte halblachend.

»Ja, die! . . . Wenn das nicht voraufgegangen wäre, das mit meiner Frau und dem angeblichen Verhältnis, dann hätt' ich natürlich auch daran geglaubt . . . aber so . . . Das ist einfach 'ne hysterische Person.«

Indem hörte er raschere Schritte hinter sich, blickte sich um und sah, schon ganz in der Nähe, Ernestine Augst, die ihm zurief:

»Herr Marquardt! . . . Ach bitte, ein'n Augenblick!«

Heinz Marquardt ging ruhig weiter.

Aber Leutnant Runkel redete ihm zu:

»Man soll in solchem Falle nichts ganz von der Hand weisen! . . . Sie können ja gar nicht wissen, vielleicht hat

sie Ihnen doch was zu sagen, was wichtig für Sie ist . . . warten Sie doch mal, schaden kann es doch auf keinen Fall!«

»Ach!« machte Marquardt, aber er blieb stehen.

»Was denn?« fragte er nun das herantretende Mädchen. Die sah auf den Polizeileutnant, aber Heinz meinte:

»Sie können ruhig sprechen, vor dem Herrn hab' ich keine Geheimnisse!«

»Nein?« . . . Sie holte tief Atem. »Na meinswegen! . . . Sie haben doch eben, wie Sie da drieben vor dies Haus jstanden haben, mit eenen gesprochen, wissen Sie, wer dis war?«

Marquardt antwortete nicht. Er lächelte nur verächtlich. Das kränkte die Augst.

»Na, mir kann's ja ejal sein! . . . Aber wenn Se schon mal den Menschen nachloofen, der Ihre arme Frau dodjemacht hat, denn müßten Se doch allens tun, wat Se können, damit Se 'n kriegen! . . . Un denn müssen Se ooch heeren, wenn Ihn' eena wat sagt!«

Ihre Stimme wurde ganz weinerlich.

»Das Fräulein hat gar nicht so unrecht!« unterbrach der Leutnant jetzt den Redestrom der Aufgeregten.

»Woll, woll.« Ernestine schien sehr erfreut, in dem Leutnant jemand gefunden zu haben, der, was sie sagte, ernst nahm.

Aber Marquardt schwieg still.

»Un wenn er's ooch zehnmal nich jlaubt, darum is et

doch wa': Der, mit den Sie da eben jesprochen ham, det wa' der! . . . Der frühere Bräut'jam von Frau Marquardt!«

Heinz tippte sich mit drei Fingern an die Stirn.

Der Leutnant aber nickte zustimmend. Dann redete er abermals leise mit Heinz Marquardt:

»Ich weiß nicht, warum Sie sich dagegen so sträuben, lieber Freund?! . . . Das alles läßt doch nicht den geringsten Vorwurf für Ihre Frau zu! . . . Was wollen Sie denn? . . . Sie werden doch hoffentlich nicht zu den Dummköpfen von Männern gehören, die von ihren Frauen verlangen, daß diese armen Geschöpfe vor ihrer Ehe keinen Mann angesehen, geschweige denn gar irgendeinem mal 'n Kuß gegeben haben sollen! Die Hauptsache ist doch, daß eine Frau in ihrer Ehe treu ist, na, und daran zweifelt doch in Ihrem Falle kein Mensch!«

»Wie soll denn der Kerl dann zu ihr reingekommen sein?« fragte Marquardt mit dumpfer Stimme, in der Schmerz und Zorn klangen.

Der Leutnant zuckte die Achseln:

»Dafür gibt es tausend Erklärungen! . . . Wissen Sie denn nicht, wie dieser Mensch heißt?« wandte er sich an das Mädchen, das, während die beiden Männer miteinander sprachen, kein Auge von Heinz Marquardt gelassen hatte.

»Nee,« das Mädchen starrte vor sich auf den Lichtschein der Laterne, »nich mal uff den Spitznamen kann ick mir besinnen, un den hab' ick doch so ofte

jeheert! . . . Mit 'n Vornamen hieß er Erwin, det weeiß ick . . . aba wie weiter? . . . Hm, ick besinne mir immerzu . . .«

Von den drei Menschen, die da im Schein einer Straßenlaterne in der schweigsamen Nacht auf der Straße standen, war der eine zusammengezuckt bei der Nennung dieses Namens, als habe er einen starken elektrischen Schlag erhalten. Aber er faßte sich sofort wieder: weder das Mädchen noch der Leutnant sollten merken, was jetzt in ihm vorging!

In seinem Geiste war plötzlich ein Lichtstrahl aufgeflammt, ein Lichtstrahl, den er den Worten dieses einfachen Geschöpfes verdankte, das ihn liebte, ohne es vielleicht zu wissen, und das, um ihm zu helfen, seine Existenz und vielleicht sein Leben aufs Spiel setzte.

Aber in Heinz Marquardts Herzen gab es nichts von Dankbarkeit. Der Egoismus seiner Rache kannte keine Grenzen! Er, er ganz allein wollte den Mörder finden! . . .

So verabschiedete er das Mädchen mit den Worten:

»Ich hab's ja gleich gesagt, daß das alles Unsinn ist. Meiner Ansicht nach ist der Mörder an einer ganz anderen Stelle zu suchen! . . . Und da wer' ich'n auch finden, ohne daß mir andere Leute fortwährend ihre Hilfe aufdrängen!«

Der Leutnant bezog den letzten Satz auch auf sich. Und mit einer rein menschlichen Höflichkeit, die ihm gut stand, wandte er sich an die Ausgestoßene und sagte:

»Ich glaube, mein Fräulein, Sie bemühen sich umsonst! Herr Marquardt hat offenbar andere Ideen und ist nicht zu überzeugen. Sie haben jedenfalls Ihre Pflicht und mehr als Ihre Pflicht getan . . . adieu!«

Er reichte ihr die im weißen Lederhandschuh steckende Rechte und zauberte damit ein Lächeln der Freude auf das verschminkte Gesicht.

Alsdann wandte er sich an Marquardt:

»Sie erlauben wohl, daß ich mich jetzt nach Hause begeben . . . Ich habe morgen früh Dienst und bin recht müde!«

Marquardt aber gab er nicht die Hand, er verbeugte sich nur leicht und ging mit schnellen Schritten davon.

Das hatte Heinz doch nicht gewollt! Einen Augenblick war er willens, dem Leutnant nachzugehen, ihn zurückzurufen und sich bei ihm zu entschuldigen . . . Aber dann hätte er ihm auch sagen müssen, was ihm selber jetzt auf einmal ganz klar geworden war . . . nein, nein, allein, ganz ohne jede Beihilfe wollte er den Mörder fangen! . . . Mochten sie von ihm denken, was sie wollten!

So ging er ganz langsam mit kleinen Schritten in derselben Richtung wie Leutnant Runkel, indes Ernestine Augst sich nach der anderen Seite entfernte.

An der nächsten Querstraße bog Heinz Marquardt um die Ecke, und nun rannte er, wie gesagt, auf Umwegen zurück nach der Maaßenstraße 87.

Aber die Fenster im Hochparterre waren alle dunkel . .

Und jetzt, wie er darüber nachdachte, ward es ihm auch klar, daß es gar keinen Zweck haben würde, da noch einmal hinaufzugehen . . . Wenn wirklich alles stimmte, und wenn seine Vermutungen sich als zutreffend erwiesen, so würde er da oben am wenigsten ihre Bestätigung erhalten!

Er ging vor dem Hause auf und nieder, warten wollte er jedenfalls! Es konnte ja doch sein, daß dieser Mensch hinaufgegangen wäre und wieder herunterkäme. –

Alfred Maaß saß noch immer in seiner Zelle. Allmählich hatte sich seiner eine dumpfe Verzweiflung bemächtigt. Und mehr und mehr erkannte er die Gefahr, in der er schwebte.

Er kam sich vor wie ein Schachspieler, der durch irgendeinen unglücklichen Zug, über den er sich noch nicht einmal klar werden kann, in eine so ungünstige Position gebracht wird, daß er nun Stein auf Stein einbüßt, ohne sich mit aller Klugheit und Schlagfertigkeit dagegen wehren zu können.

Den Brief, der da im Tischkasten der Ermordeten gefunden worden war, sollte er geschrieben haben. Oder vielmehr, es war gar kein richtiger Brief, ein Zettel nur, ein abgerissenes Stück Papier, auf dem etwa die Worte standen:

ch noch so viele Zeit darüber hingegan-
t, denke ich doch noch immer an Dich!
ch! kann auch nicht glauben, daß Du
mehr liebst! Schreibe doch eine Zeile
ser. Ich danke Dir auch für
Dei

Die fehlenden Worte und Silben, sowie Schluß und Anfang waren abgerissen. Das Stück Papier war fettig und schmutzig, es war nicht einmal festzustellen, ob der Brief älteren oder neueren Datums war.

Das einzige, was festgestellt wurde, war, daß Maaß ihn geschrieben haben sollte. Zwei Schreibsachverständige, die ihre Theorien auf besondere und diametral entgegengesetzte Systeme aufbauten, bekundeten unter ihrem Eide, die Handschrift auf dem Brieffragment sei zweifellos mit der von Maaß identisch, niemand anders wie er habe den Brief geschrieben . . .

Und dann waren die anderen Sachverständigen gekommen. Zuerst Herr Professor Wunderlich, der das Blut an den Manschetten, die Alfred Maaß damals getragen hatte, als Menschenblut diagnostizierte. Der arme Junge hatte es nie in Abrede gestellt, daß es Menschenblut, und zwar Blut aus seiner eigenen Nase sein könnte, das an den Manschettenrändern klebte. Aber das glaubte ihm niemand!

Ferner käme die Tinte, die zu dem Brieffragment

benutzt worden wäre, in Betracht. Diese sei zwar nur eine einfache Eisengallustinte, wie sie in Hunderttausenden von Fällen gekauft und verbraucht würde; immerhin aber habe sich in Maaßens Wohnung ein solches Fläschchen Eisengallustinte vorgefunden.

Konnte man ihn daraufhin verurteilen? Maaß dachte hin und her und dabei schüttelte ihn ein fortwährendes Fieber, als der Aufseher eintrat, um ihn vorzuführen.

Auf dem Gange ergriff Maaß plötzlich ein solcher Lebensüberdruß, ein so fürchterlicher Widerwillen gegen dieses zwischen Furcht und zager Hoffnung hin und her schwankende Dasein, daß er zur Seite sprang und den Fuß über das eiserne Geländer der Galerie schwang, um sich hinabzustürzen in den Keller.

Aber sofort sprangen der Kalfaktor und der Aufseher hinzu, packten ihn und rissen ihn zurück. Dann führten sie ihn, unsanft seine Arme drückend, bis ans Untersuchungsgefängnis, wo der Aufseher dem Beamten, der Maaß dort in Empfang nahm, Rapport über den Selbstmordversuch des Angeschuldigten erstattete.

Das war ein neues Verdachtsmoment in den Augen des Richters! Alfred Maaß sah das an den Gesichtern der Beamten, und sobald der Untersuchungsrichter, dem er heute sofort vorgeführt wurde, davon hörte, sagte er, die Schnurrbartspitzen zwischen seine dünnen Lippen nehmend:

»Sie werden ja wissen, weswegen Sie sich Ihrem

irdischen Richter entziehen wollen, Maaß! Übrigens wird man Ihnen das für die Folge unmöglich machen! Jetzt stellen Sie sich einmal hierher! . . . Nein hier!«

Dr. Birckner deutete auf einen Platz in der Mitte des Gemaches, der vom prallen Licht der Vormittagssonne getroffen wurde.

Alfred Maaß tat fast willenlos, was ihm geheißen wurde, aber er blinzelte.

»Verstellen Sie Ihre Gesichtszüge nicht!« herrschte ihn der Untersuchungsrichter grob an, »das nützt Ihnen doch nichts!«

Maaß wußte gar nicht, was der Mann von ihm wollte.

»Wenden Sie das Gesicht nach rechts! . . . So!«

Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür, der Maaß sein Gesicht zukehrte und die – das bemerkte Maaß jetzt erst – in Mannshöhe ein kleines Guckloch hatte.

Ein älterer Mann trat ins Zimmer.

Wie Maaß diesen Menschen erblickte, faßte er mit den Händen in die leere Luft, als suche er nach einem Stützpunkt . . . Wie Riesenschatten flog es plötzlich durchs Zimmer, die sich zu einer schwarzen Wolke verdichteten, und die Wolke sank über Maaß hin – er verlor das Bewußtsein.

Der Transporteur, der an der Tür Wache hielt, sprang schnell hinzu. Aber er kam zu spät, Maaß stürzte, dumpf aufschlagend, zu Boden.

Doch kam er, nachdem man ihm ein wenig Wasser

zwischen die Lippen goß, bald wieder zum Bewußtsein.

Er stand von dem Stuhl, auf den man ihn gesetzt hatte, auf, ging schwankend einige Schritte vorwärts und brach in heftiges Weinen aus.

So bot er ganz das Bild eines von seinem Schuldbewußtsein zu Boden gedrückten Mannes.

Dem Richter entging sein Vorteil nicht:

»Also lassen Sie es jetzt genug sein, Maaß! Sie sehen, alles Leugnen hilft Ihnen nicht! . . . Durch die Aussage dieses Herrn« – er zeigte auf den eben ins Zimmer Getretenen, der seiner Kleidung nach ein kleiner Handwerker zu sein schien – »sind Sie einfach überführt! . . . Erleichtern Sie Ihr Gewissen, und legen Sie ein offenes Geständnis ab!«

»Ja,« sagte Maaß, der seine Nerven, wie durch ein Wunder, mit einem Schlage völlig wieder in der Gewalt hatte, »ja, Herr Untersuchungsrichter, das will ich tun:

Ich bekenne jetzt, daß ich an dem betreffenden Nachmittag wirklich in der Koloniestraße gewesen bin. Als ich aus unserem Bureau fortgerannt war, überkam mich die Sehnsucht nach der Trude so, daß ich nicht anders konnte, als hinzugehen. Ich bin dann wohl eine Stunde dort auf und ab patrouilliert, habe sie aber nicht zu seh'n jekriegt. – Dann bin ich wieder zurückgegangen und um fünf in unserer Stammkneipe in der Steglitzer Straße gewesen . . . na, und das übrige, das wissen Sie ja schon, Herr Untersuchungsrichter! . . .«

Auf Alfred Maaß' Gesicht war nichts als Ruhe und Klarheit.

Dr. Birckner dagegen sah förmlich grün aus vor Ärger:

»Also das ist Ihr Geständnis?! . . . 'n schöner Held sind Sie! . . . Weil es uns jetzt endlich gelungen ist, in Herrn Schuhmachermeister Hendler den Zeugen zu finden, der einwandfrei bekundet, daß Sie in der fraglichen Zeit doch in der Koloniestraße gewesen sind, da schwenken Sie rasch um und geben zu, daß Sie wirklich dort waren! . . . Das ist ja sehr freundlich von Ihnen, sehr freundlich! . . . Aber natürlich, nur auf der Straße sind Sie dort gewesen!! Ins Haus gegangen, beileibe nicht! Und gemordet – wer könnte Ihnen sowas wohl zutrauen, Sie Unschuldengel, Sie! . . . Ja, ja, mein Lieber, wenn Herr Hendler nicht zufällig mal Ihre Stiefel gemacht hätte und nachher dort hinaus nach Norden gezogen wäre, dann wär's Ihnen vielleicht auch geglückt, uns noch immer weiter ein X für ein U vorzumachen! . . . Aber so . . . na, nu machen Sie sich man bereit! . . . Jetzt helfen Ihnen auch die Geschworenen nicht mehr!«

Maaß sagte kein Wort.

Er sah den Untersuchungsrichter nur immerfort an.

Und das schien dem Herrn Dr. Birckner peinlich, er senkte den Blick auf seine Akten, suchte und suchte, und sagte endlich:

»Den Herrn Schuhmachermeister Hendler kenn Sie doch noch, oder stellen Sie das etwa in Abrede?«

Maaß verneinte . . . Im Gegenteil, den Meister Hendler erkenne er sehr wohl, der habe ja lange genug, und zwar sehr gut und prompt für ihn gearbeitet! . . . Und wenn es dem Herrn Untersuchungsrichter interessieren würde, so könne er ihm auch den Grund sagen, weswegen er bis jetzt geleugnet hätte, an dem Nachmittag dort gewesen zu sein.

»Nun, da bin ich wirklich begierig, was Sie uns jetzt wieder für ein Märchen auftischen werden!« höhnte der Richter.

»Märchen?« meinte Maaß, kühl lächelnd, »das Märchenerzählen überlasse ich anderen Leuten, zum Beispiel den Herren Sachverständigen, die dafür bezahlt werden . . . Ich habe nur ein Interesse, mein Leben und meine Ehre zu retten . . . und dafür . . .«

Er überschrie den Richter, der ihm wütend ins Wort fallen wollte:

»Dafür ist mir nichts zu teuer und nichts zu hoch . . . Wie? Was? Ehrfurcht? . . . Ehrfurcht vor Ihnen? . . . Ich pfeife auf Ihre Ehrfurcht! . . .«

Er kreischte in den höchsten Fisteltönen:

»Um mich handelt es sich! Nicht um Sie! . . . Oder daß Sie vielleicht 'ne Belohnung bekommen, wenn Sie mich als Sündenbock vorkriegen, weil Se den wirklichen Mörder nich finden! . . . Jawohl, nich finden! Nich finden! Nich finden! Nich finden!!!«

Und dieses Wort schrie er noch immer, als schon der

Transporteur und ein hereingeholter Schutzmann ihn gepackt hatten und den wie rasend um sich Schlagenden zurückbrachten ins Untersuchungsgefängnis.

Heinz Marquardts Nachforschungen führten zu keinem Resultat.

Noch die ganze Nacht hatte er vor der Haustür der »Baronesse« Wache gehalten, aber niemand war mehr heruntergekommen.

Und als er am nächsten Tage nach schwerem Morgenschlaf wieder dorthin gegangen war, hörte er, Fräulein Boras sei für einige Zeit verreist.

Auf das, was die Augst sagte, gab er überhaupt gar nichts! Schon daß sich alle ihre Angaben und Bezichtigungen auf der Behauptung aufbauten, jener Mensch, der Freund des Heiland, habe vor seiner Ehe ein Verhältnis mit Trude gehabt – schon das zeigte, für ihn wenigstens, die Redereien des Mädchens als leeres Geschwätz!

Er hatte in zärtlichen Stunden hundertmal die Frage an die Geliebte gerichtet, ob schon vor ihm jemand so glücklich wie er gewesen sei? . . . Und immer wieder hatte sie mit einem so reinen und aufrichtigen Lächeln den Kopf geschüttelt, hatte so fest und bestimmt selbst den Kuß eines andern verneint, daß Marquardt ihr glauben mußte.

Sie sollte ihm alles, aber auch alles sollte sie ihm

erzählen, hatte er sie gebeten.

Dann hatte sie mit ihrem lieben Lachen von Alfred Maaß angefangen, der sich zweimal erlaubt hatte, ihren Arm zu drücken, was sie ihm jedoch jedesmal sofort verwiesen hätte. Danach kam sie auf einen Posteleven zu sprechen, der sie einmal auf der Straße angeredet und sie so lange gebeten hatte, bis sie mit ihm in eine Konditorei gegangen war . . . Hernach, das heißt zeitlich noch weiter zurückliegend, kamen ein paar Tanzstundenbekanntschaften, und von denen hatte allerdings der eine mal eine kleine Attacke versucht, aber natürlich war es bei dem Versuch geblieben. Sie hatte es sofort ihrer Mutter erzählt, und diese war zum Tanzlehrer gegangen, worauf der kußlüsterne Herr hinausflog . . . Das war alles, alles! . . . So viel sie sich besann, es war ihr nichts mehr eingefallen! . . .

Und nun sollte sie auf einmal ein Verhältnis gar mit einem Zuhälter gehabt haben?

Verrückt war das, einfach wahnsinnig!

Denn wäre es wirklich so gewesen, daß Trude den Menschen kennengelernt, ihn für einen anständigen Menschen gehalten und nachdem sie ein paarmal mit ihm ausgegangen war, erfahren, wes Geistes Kind er war – dann hätte sie ihm, ihren Gatten, das später doch ganz gewiß erzählt . . . Was hätte sie denn davon abhalten sollen, ihm das mitzuteilen?!

Und wenn es anders war, wenn . . . ach Unsinn, daran

war kein Gedanke! Er war überzeugt, er wußte, daß alles andere nicht wahr war!!

Deshalb schlug er sich die ganze Geschichte mit der Angst und ebenso auch die Baronesse mit ihrem Bruder aus dem Kopf . . . Das alles konnte nur dazu beitragen, ihn zu verwirren, um ihn von der rechten Fährte abzubringen.

Aber wo war sie, wo war die richtige Spur?

Vor dieser Frage stand er wie vor einem gewaltigen eisernen Tor; seine Phantasie, sein Verstand und seine ganze Energie rannten dagegen an, aber die dunkle Starrheit wich nicht um Fingers breite.

Eines Tages las er in der Zeitung, daß die Hauptverhandlung gegen Maaß auf den 15. Mai anberaumt war.

Das war ihm, als sei er plötzlich mit hartem Stoß gegen jemand angerannt.

Er hatte Alfred Maaß nicht vergessen, keinen Augenblick! . . . Hin und wieder dachte er sogar daran, wie er ihm helfen könnte. Denn er hielt ihn für unschuldig. Aber lange hielt er sich nicht auf bei diesen Gedanken, die ja unfruchtbar blieben, so lange der wirkliche Mörder nicht gefaßt war. Er hatte keine Zeit für den Rotkopf, und sein Gerechtigkeitsgefühl tröstete sich mit dem Gedanken, daß er, er selber, Alfred Maaß eines Tages befreien würde, indem er den Mörder seiner Frau in den Gerichtssaal schleppte!

Aber diese Nachricht, diese wenigen Zeilen, die die Entscheidung über Tod und Leben des kleinen Bureauehilfen in so nahe Aussicht stellten – die machten Heinz Marquardt stutzig.

In der darauffolgenden Nacht ging er nicht aus. Er lag wach im Bett und dachte und dachte.

Mit der Deutlichkeit großer, lebender Photographien zogen die Bilder aus seinem und seiner Trude Leben an ihm vorüber, in denen Maaß eine Rolle spielte.

Er sah alles noch einmal vor sich: Sein erstes Bekanntwerden mit der Geliebten auf dem Ball – Maaßens wütenden Ärger! – Die Szene, in der sie sich für ihn, ihren späteren Gatten, entschied – Maaßens böse, rachsüchtige Augen, die doch so voller Trauer um den Verlust des geliebten Mädchens waren – sein wütender Angriff an jenem Tage im Bureau – und zuletzt sein haßerfülltes Gesicht in der kleinen Kneipe, wo er, Marquardt, die letzten Worte mit seiner Trude durchs Telephon sprach.

Und wie er an diese Erinnerung kam, strömten in der nächtlichen Einsamkeit seine Tränen von neuem, und er biß sich in die Knöchel, um nicht laut aufzubrüllen vor Schmerz und Weh.

Sollte es Maaß doch gewesen sein?

Diese Frage tauchte plötzlich, wie eine Gestalt, die blutbefleckt aus der Erde hervorschießt, vor ihm auf!

Und wie sie einmal da war, blieb sie auch da und ging

nicht mehr fort.

Und tausend Verdachtsgründe kamen aus allen Ecken herbeigerannt und türmten sich auf zu einem Berg, der drohend herüberstarrte.

Gewiß! . . . Warum war Maaß denn plötzlich weggelaufen aus dem Bureau?! . . . Er war doch nachher in der Koloniestraße gewesen! . . . Hatte es ja auch selbst zugegeben, so sehr er's vorher geleugnet! . . . Weil er fürchtete, sich verdächtig zu machen – deswegen log er, hahah! . . . Faule Ausrede! . . . Er war da gewesen, raufgegangen . . . und sie, sein armer Liebling, hatte ihn von sich gewiesen, zurückgestoßen und da, da . . .

Heinz Marquardt deckte beide Hände vors Gesicht, um das Entsetzliche nicht sehen zu müssen, das in der Finsternis grell und blutig vor ihm aufstand.

Aber auf einmal kam der Verstand und leitete seine Hand nach der Streichholzsachtel, daß sie Licht machte, und in der Helligkeit der Kerze sah alles das auf einmal ganz anders aus.

Maaß war wieder ein kleiner, furchtsamer Mensch, bei all seiner Wut ein gutmütiges Kind, das die hineingefallene Fliege sorgsam aus der Milch hob, die er sich im Bureau immer in einer Flasche mitgebracht und zum Frühstück getrunken hatte.

Plötzlich richtete sich Heinz Marquardt im Bett auf und sitzend sagte er ganz laut:

»Aber ich brauche ja doch bloß hingeh'n und ihn

fragen!«

Jetzt verlöschte er das Licht wieder und war ganz beruhigt . . . Daß er darauf nicht schon längst gekommen war, das war doch das allereinfachste! . . . Ihm würde Maaß die Wahrheit sagen! . . . Er würde sie ihm einfach sagen müssen! . . . Und er würde seh'n, wenn Maaß log! . . . In dieser Sache konnte ihn keiner belügen!

Mit dem Gedanken schlief er ein.

* * *

Der Untersuchungsrichter hatte eine ganze Weile gezögert, ehe er Marquardt die Erlaubnis erteilte, seinen früheren Bureaukollegen zu sehen. Und den Ausschlag hatte für Doktor Birckner auch nur die Erwägung gegeben, diese Zusammenkunft würde Maaß vielleicht dazu bringen, eine Unklugheit zu begehen und sich zu verraten.

Er ließ Maaß deshalb hinüberholen ins Kriminalgebäude, wo Marquardt in einem Zimmer wartete, das vom Nebenraum genau zu überblicken war, ebenso wie man darin auch jedes Wort, das nebenan gesprochen wurde, hören konnte.

Heinz war sehr unruhig, und er zitterte, als Schritte auf dem Korridor hörbar wurden, die Tür aufging, und als man Maaß hineinschob ins Zimmer, dessen Tür sich hinter dem Gefangenen schloß.

Beim Anblick des ehemaligen Kollegen war Marquardt nicht imstande, ein Wort hervorzubringen.

Das war Alfred Maaß? Aber nein, der da hatte ja ganz graue Haare! Die blaue Gefängniskleidung schlotterte um seinen elenden Körper, seine Haltung war gebückt und das Gesicht das eines Greises.

»Um Gottes willen!«

Das war das erste, was Marquardt leise sagte. All sein Verdacht, sein Zorn, seine Rachsucht, jede bittere Regung wich beim Anblick dieses Unglücklichen, der mit finsterem Blick fern von ihm stehen blieb, und dessen entstelltes, gramzerwühltes Gesicht die schwerste Anklage für Marquardt war!

»Maaß!« sagte Heinz, »Maaß, was ist denn mit Ihnen?«

»Was mit mir ist?« Die Stimme des Gepeinigten klang dumpf und wie längst dem Leben nicht mehr angehörig. »Mit mir is gar nichts! . . . Ich bin 'n Mörder! . . . Hahaha! . . .« Er lachte, halb schluchzend, auf. »Ich habe ja deine Frau ermordet, du! . . . Weißte denn das nicht? . . . Da geh' rein zu dem Untersuchungsrichter! Der wird's dir sagen: ich bin raufgegangen zu ihr, bin auf sie eingedrungen, sie hat mich zurückgestoßen, und da hab' ich sie niedergemacht! . . . Jawoll, ja! . . . Ja, ja, geh' man rein zu dem Hund dadrin!« – Er zeigte auf die Seitentür, hinter der wirklich Doktor Birckner stand und horchte.

»Maaß!« sagte Heinz, »Maaß, so höre doch.«

Aber der wich zurück.

»Komm mir nicht zu nah!« schrie er, »du machst deine Hände an mir blutig! . . . Frage doch die Lumpen, ich triefe von unschuldig vergossenem Blut!«

»Ich hab's ja nie geglaubt, daß du's warst!« murmelte Marquardt, »aber schließlich . . . wenn's doch alle sagen.«

»Ja, ja,« um Maaßens Mund irrte ein verzerrtes Lächeln, »wenn's alle sagen, dann ist's wahr! . . . Dann is man ein Mörder und wird hingerichtet! . . . Du, Marquardt!« er kam mit gekrümmtem Arm, den ausgestreckten Zeigefinger vorm Gesicht, langsam auf Marquardt zu, »du bist der einzige, der mich wirklich kennt! . . . Wenn ich erst fort bin von der Welt, denn begnadigt werden jetzt keine Mörder mehr! . . . Weißt du, wenn du erst deinen Willen hast und ich tot bin, du . . . dann . . . dann geh zu meiner Mutter! . . . Ich hab' an sie geschrieben, aber sie antwortet mir nicht, oder das Gesindel da drin hat meine Briefe unterschlagen! . . . Geh zu ihr, Marquardt, sag ich, ich bitte dich! Beim Andenken an Trude, die ich lieber gehabt habe als du, bitt' ich dich, geh' zu meiner Mutter!«

Er faßte mit der linken Hand, laut stöhnend, an seinen Kopf und weinte.

»Geh zu ihr hin und sag' ihr Lebewohl von mir! . . . Früher, da hab' ich nicht dran geglaubt, daß nach dem Tode noch was kommt, aber jetzt, jetzt weiß ich's! Wo

ich die Menschen kennengelernt habe, daß sie nichts wie Raubtiere und Bestien sind, da muß noch was anderes da sein!«

Er wurde stiller und sagte leise, fast wie mit sich selber redend:

»Die Trude wird auch da sein! . . . Und dann . . .«

Seine matten Augen schossen plötzlich Blitze, er reckte den Arm gegen Marquardt und schrie kreischend:

»Dann wird sie meine sein! . . . Meine! . . . Und dir nicht mehr gehören, der nicht mal verstanden hat, sie zu beschützen vor dem Scheusal, das sie ermordet hat!«

»Du bist es also wirklich nicht gewesen?« fragte Marquardt mit zager Stimme.

Und da kam wieder jenes milde, verzeihende Lächeln auf das Antlitz des Gefangenen. Er sagte:

»Sieh mich doch an! . . . Seh ich denn so aus, als ob ich einen ermorden könnte?! . . . Und sie . . . gerade sie! . . . Hier! So wahr ich hier stehe und so wahr ich Gottes Sonne noch sehe, ich hätte sie mit meinem Leben verteidigt! Ich habe nur eins zu bereuen: daß ich nicht hinaufgegangen bin zu ihr! . . . Ich wäre ja dazugekommen, Marquardt, und hätte es verhindern können! Während ich unten, halb toll vor Sehnsucht, auf und ab gerannt bin, hat sie der Strolch da oben erstochen!«

Sie weinten beide.

Und dann ging Marquardt auf den Kleinen zu und

umarmte und küßte ihn mit den Worten:

»Habe keine Angst, daß sie dir was tun . . . ich finde den Mörder«, wollte er sagen, da wurde die Seitentür aufgestoßen, der Untersuchungsrichter stürzte herein und sagte, hochrot vor Ärger:

»Daß Sie hier Rührszenen aufführen, Verehrtester, dazu habe ich Ihnen die Erlaubnis nicht erteilt, den Gefangenen zu sehen!«

Er ging an die Korridortür, riß diese auf und rief: »Aufseher, der Gefangene wird sofort abgeführt!«

Der Gefangene sah den Untersuchungsrichter nur an, aber dieser Blick erfüllte den Vertreter der Gerechtigkeit mit tobender Wut:

»Raus!« schrie er, »raus! . . . Das wäre ja noch schöner! . . . Das wäre ja noch schöner!«

»Was denn?« fragte Marquardt, während er das Lebewohl, das Maaß ihm zunickte, herzlich erwiderte.

»Daß Sie sich hier Übergriffe erlauben, Sie! . . . Sie! . . . Daß . . .« Doktor Birckner suchte nach Worten.

Aber Marquardt war die falscheste Adresse für solche Radomontade. Seitdem er seine Beamtenkarriere aufgegeben hatte, war die Freiheit und der Stolz mächtig erwacht in seiner Brust.

»Vergessen Sie nicht, wen Sie vor sich haben!« sagte er mit äußerster Ruhe, »ich bin weder ein Gefangener noch Ihr Untergebener, Herr! . . . Und im übrigen bin ich der Ansicht, daß Alfred Maaß vollkommen unschuldig

ist!«

»Sie haben gar keiner Ansicht zu sein! . . . Sie! . . . Verstehen Sie! . . .«

»Was?« Marquardt mußte fast lachen. »Sie wollen mir verbieten, eine Ansicht zu haben? . . . Na, das wäre ja das Allerneueste!«

»Ich will gar nichts!« überschrie ihn der andere, »ich will bloß, daß Sie sich augenblicklich entfernen! . . . Hinaus!«

Marquardt ging nach der Tür, auf die der Untersuchungsrichter in maßloser Aufregung deutete.

Aber die Klinke schon in der Hand, drehte sich der ehemalige Bureauschreiber noch einmal um:

»Vergessen Sie nicht, Herr Untersuchungsrichter, morgen früh die Zeitung zu lesen!«

Damit war er hinaus.

Er hörte noch etwas hinter sich herrufen und Türen klappen, aber mit stolzerhobenem Kopf, ohne seine Schritte im geringsten zu beschleunigen, verließ er das Gerichtsgebäude und begab sich direkt in die Redaktion der »Berliner Nachrichten«, die schon am nächsten Morgen eine detaillierte Schilderung der ganzen Szene brachten.

Es war eine wundervolle Maiennacht, in der sich Heinz Marquardt auf einer seiner gewöhnlichen Streifereien befand. Er hatte sich heute nach dem Süden der Stadt

gewandt und patrouillierte die Wasserläufe der Gegend ab.

Der Mond stand so hell am Himmel, daß die Laternen die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einzusehen schienen und nur matt schimmerten in dem weißen Licht, das die große Bogenlampe des Firmaments über die schlafende Stadt ausgoß.

Aber der Schlaf der Riesenstadt war auch in dieser Nacht viel weniger fest als sonst. Der Sang der Sprosser, die in den Baumalleen am Kanal schlugen, und die milde Luft lockte alle diejenigen aus den dumpfen Zimmern, deren Herz auch Frühling hatte. Viel Pärchen, Hand in Hand oder eng umschlungen, schlenderten umher und saßen auf den Bänken am Wasser – dem verwaisten Manne tat ihr Anblick wehe, er ging immer weiter, hinaus, wo die Gegend einsam war wie sein Herz.

Auch die letzten Tage hatten ihm, wie so viele der vorhergehenden, nur Enttäuschungen gebracht.

Anfangs der Woche war er wieder einmal bei der Baronesse gewesen, die in ihr luxuriöses Heim seit einiger Zeit zurückgekehrt war.

Aber sie hatte ihn nicht empfangen. Und als ihm am nächsten Tag zum zweiten Male der Bescheid wurde, das gnädige Fräulein sei nicht zu Hause, da sah er ein, daß hier alle fernere Mühe vergeblich sein und sie ihn voraussichtlich überhaupt nicht mehr empfangen würde.

Wußte sie wirklich etwas von dem Bruder? . . . Wohl

kaum! . . . Vielleicht war es ihr unangenehm, daß Marquardt ihn, wenn er auch längst verschollen war, in diese Affäre hineinzog; vielleicht hatte auch Marquardts ganze Geschichte, in ihrem Leben nur eine flüchtige Episode, das Interesse für sie schon verloren und war ihr langweilig geworden.

Und das war der zweite Anhalt für seine Sache, der ihm verloren ging.

Denn jetzt, wo er gar nicht vorwärts kam, hatte er sich auch wieder jenes Mädchens, der Ernestine Augst, erinnert. Am Ende konnte sie ihm doch behilflich sein!

Aber alle seine Nachforschungen nach ihr blieben vergeblich. Sie war wie vom Erdboden verschwunden.

Aus ihrem Quartier im Westen war sie verzogen. Und keine Polizei, kein Einwohnermeldeamt konnte Auskunft geben über ihren Verbleib. Sie war untergetaucht in dieses Menschenmeer – wer weiß, wann und ob sie jemals wieder an die Oberfläche kommen würde.

So ging Marquardt im weißen Mondschein, der zwischen den Zweigen der knospenden Uferbäume hindurchschien, in trübes Sinnen verloren dahin.

Das Wasser lag an seiner Rechten im grausilbrigen Spiegelglanz tief unter ihm.

Da, weit noch, verschwommen im unsicheren Licht, kam ein Kahn heran . . .

Marquardt legte die Arme auf die Brüstung des Eisengeländers und sah dem Fahrzeug träumerisch

entgegen.

Näher, immer näher trieb der Nachen, in dessen Spitze, das sah Marquardt jetzt, ein Mann stand, der ihn mit sachten, gleichmäßigen Schlägen lenkte.

Und Heinz Marquardt dachte an ein Gedicht, in dem vom Tode die Rede war, der als Fährmann die Müden über den breiten Strom ins Vergessen hinabführt.

Nun ließ der Mann sein Ruder sinken, ergriff die lange Stange und zog etwas an den Kahn heran, das im Wasser trieb.

Der Kahn war jetzt gar nicht mehr weit ab, Marquardt konnte deutlich sehen, daß es ein großer Gegenstand war, der dem Manne Mühe machte.

Endlich zog er ihn bis unter den Kahnbord, und wie der Schiffer sich vornüberbeugte, war es Marquardt, als hörte er deutlich ein tiefes »Na! . . .« über das Wasser schallen.

Er lehnte sich weit über das Geländer, als könne sein Auge dann die Entfernung im flimmernden Mondlicht besser durchmessen.

Aber der Schiffer kam jetzt näher, er hatte das im Wasser Schwimmende hinten am Heck mit dem Haken festgemacht und legte sich tüchtig in die Riemen.

Da entdeckte Heinz die schmale Steintreppe, die rechts von ihm an der Kaiwand zum Wasser hinabführte, eilte dorthin, und indem er die Treppe hinablief, schrie er dem Schiffer zu:

»Hier! . . . Hier müssen Sie anlegen!«

Der Mann nickte nur. Er war einer von den sogenannten Abfischern, die die Stadt anstellt, um die Kanäle von Unrat, Papierfetzen und Kadavern zu säubern.

Marquardt, der unten auf dem Steinbord stand, hielt sich an der Eisenstange fest und fragte, von einer fast körperlichen Neugier getrieben:

»Was haben Sie denn, Schiffer?«

»'ne Leiche!« klang es zurück.

»Ach so! . . . Bringen Sie sie hier ran?«

Er suchte dabei mit seinen scharfen Augen die Umrisse des treibenden Körpers zu erkennen, was ihm aber hier im Schatten der Uferböschung nicht gelingen wollte.

Wie der Schiffer mit seinem Kahn heran war, machte er die Kette ganz dicht am Geländer fest. Dann schlang er einen Strick um den im Wasser treibenden Körper, führte ihn um den Kahn herum und stieg, das Tau in den Händen, auf den Stein hinüber.

»Helfen Sie mir mal 'n beten!« sagte er.

Und Marquardt faßte gehorsam an den Strick, obwohl ihn schauderte.

Der mit den wassertriefenden Kleidern umhüllte Leichnam war sehr schwer – endlich hatten sie ihn auf dem Trocknen.

»Nu man weiter ruff!« meinte der Schiffer, der mit Worten sehr sparsam schien.

Mit großer Mühe zogen sie den Körper, von dem das Wasser in den Kanal zurückkrann, an der Mauer empor und legten ihn auf die Rasenböschung des Ufers nieder. Ein paar Passanten hatten sich zusammengefunden, die ihre Bemerkungen austauschten.

»'t is 'n Weib!« sagte einer, »also wahrscheinlich aus Liebesjam! . . . Die Frauenzimmer sind ja so verrückt!«

Marquardt versuchte indessen ihre Gesichtszüge zu erkennen. Aber da der Kopf gerade im Schatten lag und er sich nicht entschließen konnte, die Leiche anzufassen, kam er nicht damit zustande.

Der Schiffer war unterdessen gegangen, einen Schutzmann zu holen.

Endlich sagte einer von denen, die dabei standen: »Ick muß doch mal seh'n, ob se noch jung is!«

Und er riß ein Streichholz an.

Begierig bückte sich Marquardt, aber mit einem lauten Schrei fuhr er zurück. Er hatte das Gesicht der wohl schon längere Zeit im Wasser liegenden Leiche, das aufgedunsen und wie eine alte, von grüner Patina überzogene Bronze aussah – er hatte es doch erkannt: Die da in halbvermoderten zerrissenen Kleidern, mit verrenkten Gliedmaßen, ertrunken und kaum mehr menschenähnlich auf dem Rasen lag, das war Ernestine Augst!

Und in demselben Moment, wo er sie an der Narbe, die ihren Mund zerschnitt, und an dem schwarzen Haar, das

so tief in das runde Gesicht hineinwuchs, wiedererkannte, da wußte er auch: an dieser Frau war ein Verbrechen verübt, sie war beseitigt worden, weil man ihren Verrat fürchtete.

Indem kam der Schiffer mit einem Schutzmann zurück. Der Leichnam wurde mit einem alten Sack bedeckt, und Marquardt hörte, wie der Beamte darüber sprach, daß man die Tote sofort nach der Morgue schaffen würde.

Er selbst machte sich auf den Weg nach dem Polizeipräsidium.

Dort ließ er sich dem Kommissar Bendemann melden. Aber statt seiner empfing ihn Hartmuth, der gerade Nachtdienst hatte.

»Na, haben Sie wieder was abgekriegt?« fragte der Kommissar lachend.

Heinz Marquardt, noch ganz verstört von dem schauerlichen Bild, das er soeben gesehen, verstand den Kriminalbeamten anfänglich nicht.

»Wieso? . . . Ich? . . .« Dann fiel ihm das nächtliche Rekontre in der Kaschemme ein; er sagte ruhig:

»Nein, ich glaube vielmehr eine Entdeckung gemacht zu haben.«

»So, eine Entdeckung!« höhnte der Kommissar, »wohl wieder wegen dem Mörder, was?«

»Ja, wegen des Mörders!« Marquardt zog die Stirn kraus.

»Er hat nämlich jetzt schon den zweiten Mord

begangen!«

»Ach nee?« Dieser Ausruf des Erstaunens aus dem Munde des Kommissars war echt.

Marquardt nickte.

»Das Opfer ist eben aus dem Kanal gelandet worden!«

»Ach so, eine Ertrunkene!« meinte der Kommissar, sehr viel kühler. »Woher wollen Sie denn wissen, daß die Person . . . wer ist es denn überhaupt?«

»Ernestine Augst.«

»Donnerwetter!«

Der Kommissar rannte ein paarmal im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb er vor Marquardt stehen:

»Und Sie meinen, das Frauenzimmer ist beseitigt, weil es eventuell etwas hätte verraten können? . . . Ja, so sagen Sie mal, sieht man denn irgendwo an der Leiche Stiche oder vielleicht Hiebwunden oder Strangulationsmarken? Ja? . . .«

Marquardt hob die Schultern.

»Wir, ein Fischer und ich, wir haben sie eben, vor einer halben Stunde, bei Mondlicht geborgen. Da war überhaupt nicht viel zu sehen. Außerdem hat sie auch wohl schon ziemlich lange im Wasser gelegen . . .«

»So . . .« sagte der Kommissar gedehnt, »na, dann kann se sich ja ooch ebensojut selbstjemordet haben!«

Marquardt zuckte wieder mit den Achseln.

»Möglich . . . aber nicht sehr wahrscheinlich! . . .«

Hartmuth machte ein sehr unangenehmes Gesicht. Er

schien etwas erwidern zu wollen, besann sich aber und sagte:

»Die ganze Geschichte erscheint mir ziemlich belanglos . . . daß prostituierte Frauenzimmer ins Wasser geh'n, kommt alle Tage vor . . . und im übrigen sind wir, wie Ihnen ja auch wohl durch die Zeitungen bekannt ist, hier alle der Ansicht, daß der Mörder Ihrer Frau in Alfred Maaß bereits gefunden ist.«

»Maaß ist unschuldig!«

Marquardt hatte das mit einer so kühlen Ruhe gesagt, daß Hartmuth anfangs ganz starr war.

Dann beehrte er auf:

»Wie können Sie sich erdreisten, so was zu behaupten? . . . Was?«

Marquardt lächelte.

»Wie können Sie sich erdreisten, in einem derartigen Tone mit mir zu reden, wie? . . . Ich behaupte, was ich will. Und ich sage Ihnen nochmal, Alfred Maaß ist unschuldig! . . . Was ich Ihnen übrigens auch ohne polizeiliche Hilfe beweisen werde!«

»So . . .so . . . das werden Sie! . . . Sie . . . na jedenfalls habe ich keine Zeit, mich mit Ihnen über solchen Unsinn zu unterhalten . . . adieu!«

»Adieu!« sagte Marquardt und ging.

Am nächsten Morgen machte er eine Eingabe an die Staatsanwaltschaft, ging auch zu den »Berliner Nachrichten« und veranlaßte dort einen Bericht über die

Auffindung der Wasserleiche. Aber das Resultat war nur die Obduktion der Toten, in der man behördlicherseits die Prostituierte Augst erkannt hatte. Und die Leichenöffnung ergab keine bestimmten Anhaltspunkte für einen Mord: die Verwundungen, die man an dem bereits in Zersetzung befindlichen Körper festgestellt hatte, könnten ebensogut von den Schrauben der die Fundstelle häufig passierenden Dampfer oder von den Bootshaken der Schiffer herrühren.

* * *

Als Heinz Marquardt eines Morgens um neun Uhr erwachte, wie gewöhnlich, brachte seine Wirtin ihm ein Schreiben der Staatsanwaltschaft. Neugierig öffnete er es und fand darin, daß eine Anklage gegen ihn wegen Beamtenbeleidigung, begangen durch die Presse, erhoben war.

Das schien ihm sehr drollig! In der Anklageschrift war auch der wörtlich abgeschriebene Artikel aus den »Berliner Nachrichten« enthalten, in dem Marquardts Unterredung mit dem Untersuchungsrichter Doktor Birckner einer scharfen Kritik unterzogen worden war. »Mannstein und Genossen« hieß die Strafsache, und Mannstein war der verantwortliche Lokalredakteur.

Also jetzt wollten sie ihn wohl noch bestrafen dafür, daß er an Maaßens Schuld nicht glaubte? Marquardt

lachte hell auf und sprang aus dem Bett. Darum waren wohl auch die wiederholten Vorladungen an ihn ergangen, denen er ebensowenig Folge gegeben hatte, wie den Zeugenvorladungen zur Hauptverhandlung gegen Maaß, weil er in dieser Sache mit der Polizei nichts, aber auch gar nichts zu tun haben wollte!

Übrigens hatte er heute durchaus keine Zeit, viel über diese Dinge nachzudenken, heute war Trudes Geburtstag, und den wollte er feiern, wie sie beide zusammen ihn gefeiert hatten!

Draußen im Walde!

So zog er seinen besten Rock an, trank schnell Kaffee und fuhr hinaus nach dem Grunewald.

Die Sonne schien, und die Wipfel rauschten im sanften Wehen. Busch und Baum prangten im goldgrünen Lenzeschleier, und die Vögel sangen die Liebesmelodien, bei denen Trude und Heinz sich einst geküßt hatten.

Ein Fink war vom Baum herabgeflogen auf den Waldboden und hüpfte ganz nahe heran. Marquardt rührte kein Glied, um das Tierchen nicht zu verscheuchen! . . .

Auf einmal flog der Fink trotzdem auf.

Und gleich darauf hörte auch Marquardt Menschenstimmen.

Ein Gefühl, über das er sich keine Rechenschaft ablegte, zwang ihn, sich ganz still zu verhalten.

Die Stimmen wurden lauter.

Er sah Gestalten zwischen den Bäumen, noch fern, aber näherkommend.

Und auf einmal bemächtigte sich des einsamen Mannes eine ungeheure Spannung: im Ungreifbaren, Ahnungsvollen bewegte es sich heran, stetig und unaufhaltsam, wie das Schicksal selber.

Da stimmten zwei der sich Nahenden ein Lied an, ein freches, gemeines Lied, das den Frieden und die Schönheit dieses blühenden Frühlingstages wie mit Kot bespritzte.

Die Stimmen kamen wieder ab . . .

Heinz Marquardt erhob sich. Geduckt, wie ein Raubtier, schlich er jenen nach.

Sie hatten sich bereits gewandt, in den Wald hinein, der hier hügelig war und mit seinen auf- und abrollenden Bodenwellen die laute Gesellschaft ganz verbarg.

Aber schnell und lautlos, von Deckung zu Deckung springend, wie der Jäger, der sich an das Wild anpürscht, erreichte Heinz Marquardt die aus vielleicht zehn Köpfen bestehende Gesellschaft.

Es waren durchweg Männer. Junge, kräftige, gut gekleidete Leute, die laut lachend und schreiend zwischen den Bäumen hin und her sprangen und mit irgendetwas ihren Scherz trieben.

Heinz Marquardt hatte sich zu lange und zu eingehend mit den untersten Klassen und besonders mit den außerhalb der Gesellschaft stehenden beschäftigt, um

nicht sofort zu sehen, daß es eine Rotte von Zuhältern war, die sich hier draußen amüsierten.

Und jetzt sah er, hinter einem Wacholderbusch stehend, auch, was ihrer Heiterkeit immer neue Nahrung gab.

Durch ein immer lauterer »Miau« wurden seine Blicke auf eine Katze gelenkt, deren Bewegungsfähigkeit irgendwie gehemmt sein mußte, da sie bei jedem Versuch, auf einen Baum zu klettern oder auszureißen, von irgendeinem aus der Bande gefaßt und wieder herabgerissen wurde.

Jetzt mußte sie einen gekratzt haben, denn ein Fluchen wurde hörbar, und die anderen verhöhnten unter lautem Gejohle den Verletzten.

Marquardt stand stocksteif hinter seinem Wacholderbusch, denn auf der Jagd nach der Katze, die sich anstrengte, ihren Peinigern zu entfliehen, waren mehrere bis ganz dicht in seine Nähe gekommen.

Er zog seinen Revolver, weil er glaubte, daß ihn diese Menschen nur zu sehen brauchten, um sofort auch mit ihm anzubinden.

Aber sie ergriffen die Katze, der, wie Heinz jetzt sehen konnte, die Hinterbeine mit einem Strick zusammengebunden waren, und kehrten wieder um.

Mit größter Vorsicht, aber unbeirrt durch irgendwelche Angst folgte ihnen der Witwer.

Nun wurde es dem einen, der wohl abermals eine

Kratzwunde erhalten hatte, zuviel, er faßte den Strick und schlug die Katze, ein starkes, gestreiftes Exemplar, mehrmals gegen den Stamm einer Föhre.

Aber das zähe Leben des Tieres bot dem Trotz. Der Strick zerriß, und die Katze kroch weiter.

Das schien die Wut und die Mordlust in diesen Lotterbuben vollends zu entfachen, mit ihren Stöcken und Messern fielen sie über die mißhandelte Kreatur her und machten ihr, schreiend und zotige Witze reißend, vollends den Garaus.

Heinz Marquardt widerte das an. Er hatte sich abgekehrt und wartete, bis der letzte Schmerzenslaut des armen Katers verhallte. Dann folgte er der offenbar nicht mehr nüchternen Gesellschaft, die jetzt untereinander Streit zu suchen anfing.

Einer hatte den anderen gegen einen Baum geworfen, der antwortete mit einem Faustschlag, und sofort bildeten sich zwei Parteien, die aufeinander losgingen.

Besonders ein langer, hagerer Mensch mit geschmeidigen Bewegungen – die Gesichter konnte Heinz, der jetzt wieder weiter von ihnen abstand, nicht gut erkennen – gebärdete sich wie ein Rasender. Er schlug sich mit zweien, und wie ihn der eine auf den Erdboden niederriß, war er wie eine hochschnellende Feder wieder auf den Beinen.

»Feste, Heiland, feste!« schrie ein Dicker, der sich abseits hielt und der gleich darauf von einem

Heranspringenden eine mächtige Backpfeife bekam.

Heiland?

Marquardt wäre am liebsten dazwischen gesprungen, um zu erfahren, ob das der Heiland war, der seinerzeit die Ernestine Augst beschützte.

Indem glitt im raschesten Lauf ein großer breitschultriger Mensch mit schwarzem Haar, der den Hut verloren hatte, zwischen den Stämmen hindurch.

Nur einen Augenblick hatte Marquardt ihn gesehen, aber das genügte, es war jener Mensch, den er damals in der Nacht vor dem Fenster der »Baronesse« in der Maaßenstraße hatte stehen sehen! . . . Das war er! . . .

Nun lief ein Teil, wohl die, die Schläge gekriegt hatten, auf dem Wege nach Paulsborn zu.

Die anderen blieben.

Und Marquardt, der nicht recht gesehen hatte, wer gelaufen war, stand unschlüssig und wollte ihnen eben nachgehen, als die Zurückgebliebenen sich ebenfalls in Trab setzten.

Sie kamen an ihm vorbei, sahen ihn und schienen, da einer den anderen aufmerksam machte, schon anhalten zu wollen, rannten aber dann doch weiter, ohne sich um Heinz zu bekümmern.

Der ging, bis sie außer Sichtweite waren, langsam seines Weges, dann folgte er ihnen, so schnell er konnte.

Wie in einem wilden Traum bewegte sich Heinz Marquardt vorwärts, automatenhaft, von der

schrecklichen, ihn selbst bis in das Innerste erschütternden Ahnung voll, daß er jetzt seinem Ziel, seiner Rache ganz nahe sei! . . . Die Vögel sangen nur noch wie aus weiter Ferne in sein Ohr, und das heitere Licht des Maientages hatte auf einmal einen blutroten Schein bekommen . . .

Da fiel Heinz Marquardt, der wie ein Bote des Verhängnisses durch den Wald strich, etwas ein: Die Nadel! Die Nadel mit dem kleinen aufgelöteten Zwanzigpfennigstück, in dem die Buchstaben »E. Z.« eingraviert waren. Heinz Marquardt hatte diese fast vergessen in den Monaten, die verflossen waren, seit er sie in jener Unglücksnacht am Rohr des Stuhles hängend gefunden hatte.

Jetzt nahm er sie aus seiner Brieftasche und steckte sie in die schwarze Schleife, die er sich auch heute wieder gebunden hatte wie an jenem Morgen, an dem er zum letzten Male seine Trude küßte . . .

Seine Trude!

Die Nasenflügel des Schleichenden blähten sich, und seine Augen rissen voneinander!

Er steckte die Nadel an, ohne sich zu sagen, welchen Zweck er dabei hatte, nur in dem Gefühl, jetzt, gerade jetzt müsse er sie anstecken.

Und dann ging er in das Lokal. Er trat durch den Torweg in den Garten und sah von weitem schon den langen Tisch, an dem die Männer von vorhin zechend

und laut sich gebärdend saßen.

Alle saßen sie an dem Tisch, mußten sich also wohl wieder zusammengefunden und vertragen haben.

Heinz Marquardt ging gemächlich gerade auf den Tisch zu, und er hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht; schon von weitem schrien sie ihn an:

»Na, Menschenkind, wat machst du denn? Wird da denn det nich langweilig, so alleene? . . . Oder markierste etwa 'n Heimlichen?²⁹ . . . Hier ran und trink 'n Topp mit! . . .«

Marquardt ließ sich nicht nötigen.

»Wer sind Sie 'n eijentlich?« fragte ihn einer über den Tisch.

Diese Frage hatte Marquardt schon zu oft beantworten müssen, als daß sie ihn hätte in Verlegenheit setzen können.

»Ich war früher Bureauvorsteher . . .«

»Na und jetzt?«

»Jott jetzt . . . jetzt erteil' ich Rat in juristische Anjelejenheiten . . . wenn Sie vielleicht mal 'n Bedürfnis haben?«

»Nee, im Momang nich! . . . Aber det kann ja kommen! . . .«

»Na, denn steh' ich jern zur Verfügung . . . ich wohne Lausitzer Straße 17, Hof, vier Treppen, ich fertije auch Jesuche an und übernehme Zivilklagen . . .«

Paul Heiland, dessen Argwohn schon geschwunden

schien, sah mit einemmal fest auf Marquardts Stehkragen. Mit einem widerwärtigen Lächeln um die schmalen Lippen meinte er:

»Wo haben Se denn die Nadel her, die Se in 'n Schlips haben?«

Ganz gleichgültig erwiderte Marquardt:

»Ach, die hab' ich schon sehr lange . . . die hat ma mal 'ne Braut jeschenkt, wie noch die kleenen Zwanzigpfennjer in Mode waren . . .«

»Ach so . . . wie heißen Sie denn?«

»Ziegler . . . ja woll, Emil Ziegler . . .«

»Sieh mal!« sagte Heiland zu Marquardts Nachbar, der scheu von der Seite guckte, »sieh mal, Erwin! . . .«

Der sagte nichts, er sah sogar absichtlich weg und sprach laut mit dem ihm zur Rechten Sitzenden, aber Heinz Marquardt entging es nicht, wie in dem blassen Gesicht das Blut bis unter die schwarzlockigen Haare emporstieg.

»Verzeihen Se jütigst,« sagte Marquardt, »aber Se ham' mit irjend eenen, den ich genau kenne, 'ne zu große Ähnlichkeit . . . Wenn ick doch bloß uff den Namen kommen konnte! . . .«

Er sah mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin und beobachtete dabei fortwährend den anderen, der jetzt sein Gesicht ihm zuwandte und in dessen unsteten Augen ein fortwährendes Tasten und Forschen war nach einer Verstecktheit in Marquardts Mienen. Schließlich mußte er

sich aber doch wohl von des Witwers völliger Harmlosigkeit überzeugt gaben, denn er meinte lachend:

»Ja, Verehrtester, das kann ich doch nicht wissen! . . . 's gibt mehr bunte Hunde! . . .«

Marquardt war schon vorher, als sein Ohr dieser Stimme gefolgt war, die gebildete Ausdrucksweise des Menschen aufgefallen . . . er mußte aus besseren Kreisen stammen . . . natürlich als Hildas Bruder! . . . Aber woher kam das »Z« auf die Nadel! . . . Sie hieß doch Boras! . . .

Nun plauderten sie in gedämpftem Tone ganz vertraulich. Und Heinz Marquardt wartete, bis der gegenüberstehende Heiland schnell vom Tisch gegangen war, dann sagte er leise und schnell:

»Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen von Ihrer Schwester Hilda!«

Der andere fuhr zusammen.

»Ich gehe jetzt fort,« flüsterte Marquardt, »kommen Sie mir nach in den Wald . . .« und wollte sich erheben.

»Kennen Sie sie denn?« fragte der Schwarzlockige argwöhnisch.

In diesem Augenblick fiel es Marquardt erst ein, daß er jetzt alles auf eine und vielleicht auf die falsche Karte gesetzt hatte . . . Wenn der Mensch da wirklich inzwischen bei seiner Schwester gewesen war, dann hatte sie den Bruder auch vor ihm gewarnt. Dann mußte er jetzt Argwohn schöpfen und würde sicher nicht mit in den Wald kommen. Und in der Gesellschaft der anderen

war er nicht zu fassen . . . Aber jetzt war alles gleich, entweder – oder!

Bedeutsam mit dem Kopfe nickend, sagte Marquardt: »Ich kenne Sie! . . . Und Sie kennen mich auch! . . . Erinnern Sie sich nicht mehr an die Nacht, wo ich aus Fräulein Hildas Wohnung kam und wo Sie mich ansprachen?«

»Ja,« sagte der andere zutraulicher, »wenn ich man damals raufgegangen wäre! . . . Aber der Portier wollte mich nicht mehr reinlassen . . .«

»Ich war heute vormittag bei ihr«, sagte Marquardt und ging langsam vom Tisch fort, dem Ausgange zu. Er sah sich auch nicht um, sondern ging immer weiter, den Waldweg entlang, bis der Lärm hinter ihm verklang und die Stämme dichter wurden.

Die Sonne war untergegangen, der Wald brannte in rotem Feuer, und von Osten her trieb der sich aufmachende Wind finstere Wolken über den Abendhimmel.

An einen Baum gelehnt wartete Marquardt unbeweglich wie eine Steinsäule. Er fühlte nach den zwei langen Lederriemen, die er seit Monaten in der Rocktasche trug, und faßte nach seinem Revolver.

Jetzt kam jemand schnell durch die Stämme.

Er war's.

Marquardt lächelte und ging ihm ein bißchen entgegen. Nur zögernd kam der andere die letzten paar Schritte

heran.

»Was ist denn? . . . Was will sie denn, die Hilda?« stieß er dumpf und unwirsch hervor.

»Das läßt sich nicht so einfach sagen«, erwiderte Marquardt in nachgiebigem Tone, dabei ganz langsam nach der dem Lokal entgegengesetzten Richtung weitergehend.

»Ihre Schwester hat Angst um Sie, Herr Boras!«

»Ich heiße Zander . . . wir sind nur Halbgeschwister.«

»Aha!« dachte Marquardt mit einer ihm selbst unbegreiflichen Kälte, »daher das Z!«

»Wieso? . . .« fragte der andere jetzt mit banger Stimme, »wieso hat sie Angst?«

»Das weiß ich nicht . . . ich habe sie auch nicht danach gefragt . . . aber mir schien, als wunderte sie sich, daß Sie nicht zu ihr kommen . . . sie würde Ihnen gewiß gern helfen! . . .«

»Ja . . . ja . . . das sagt sie jetzt . . . aber nachher . . .«

Der Schwarzlockige blieb stehen.

Marquardt schüttelte den Kopf, immer vorwärtsgehend und so den andern, dessen Füße sich nur widerwillig fortbewegten, mit sich ziehend.

»Sie müssen Vertrauen haben zu Ihrer Schwester!«

Der andere sah starr vor sich in den Wald, in dem es immer dunkler wurde, unter dem mehr und mehr sich verfinsternden Himmel, dessen Sonnenschein erloschen war.

»Ja, ja, das sagen Sie . . . aber . . . wo woll'n wir denn eigentlich hin?« fragte er, in dem plötzlich das Mißtrauen wieder zu erwachen schien, »es fängt ja an zu regnen! . . .«

»Da kommen Ihre Freunde!«

»Wo?« fragte der andere und drehte sich um.

In demselben Augenblick warf sich Marquardt wie ein Tiger von hinten auf ihn. Mit einem dumpfen Schrei stürzte der andere auf den Waldboden hin. Aber schon im Fallen wehrte er sich. Und nun begann ein Ringen, ein Kampf auf Leben und Tod. Der Schwarzlockige war stark, aber Marquardts Muskeln und Sehnen spannte der Wahnsinn. Ob ihm der andere auch die Kleider vom Leibe riß und ihm Beine und Leib mit den Füßen zertrat – er hielt wie mit Eisenkrallen seine Kehle umklammert. Und schon fühlte er, wie sein Gegner schwächer und schwächer wurde. Nun ließ er die eine Hand los und holte die Riemen hervor und band dem Bewußtlosen die Arme und Hände auf dem Rücken zusammen. Den zweiten Riemen legte er ihm lose um den Hals, wie einem Hunde.

Und dann stieß er ihn und trat ihn und hob ihn mit schier übermenschlicher Kraft an den Beinen in die Höhe, bis dem Manne das Blut in den Kopf und das Bewußtsein wiederkam.

Jetzt erst merkte Marquardt, wie stark es regnete, es troff förmlich von den Bäumen.

Der Gefesselte saß auf der Erde. Marquardt hielt ihm

den Lauf des Revolvers an die Schläfe und sagte:

»Steh auf, du! . . . Vorwärts! . . .«

»Was wollen Sie denn von mir!« ächzte der andere, aber er stand auf.

Indem hörte er Stimmen. Es war jetzt stark dunkel. Wahrscheinlich kamen die Freunde dieses Menschen! . . .

»Vorwärts!« kommandierte Marquardt und trieb ihn immer weiter hinein in den Wald, wie einen Schlachtbulle.

Die Stimmen erstarben wieder. Nur der Regen rauschte, und der Wind heulte.

Endlich gab Marquardt seinem Opfer mit einem Ruck an der Lederleine das Signal, stehen zu bleiben. Er sah ihn fast nicht mehr, so finster war es, und erwartete jeden Augenblick, der andere würde sich mit seinen Füßen zur Wehr setzen. Dann hätte er ihn niedergeschossen, ohne Gnade!

»Hast du meine Frau ermordet?« fragte er plötzlich, »ja oder nein.«

Der andere schwieg.

»Ja oder nein! . . . Antworte, oder –!«

»Ja«, sagte der andere mit dumpfer Stimme.

»Warum, du? . . . Warum? . . .« Marquardt hielt ihm die Waffe dicht an den Kopf und plötzlich heulte er auf: »Was hat sie dir getan, du Lump?«

Keine Antwort.

»Also hast du sie berauben wollen?« schluchzte Heinz.

»Nein!« schrie da der andere, »nein! . . . nichts hab' ich ihr weggenommen, nich so viel! . . . Sie hat nichts mehr von mir wissen wollen, darum!«

»Sie hat nichts mehr von dir wissen wollen? . . . Also dann hast du früher schon mit ihr verkehrt . . . du . . .« Marquardt stöhnte wie ein Sterbender, aber dann schrie er:

»Lüge nicht, oder ich zerschmettere dir den Schädel! . . .«

»Immer los!« brüllte nun auch der andere, »meinetwegen! . . . Aber da drum ist's doch so . . . se hat mit mir verkehrt, eh' se vaheirat' wa! . . . Un da, da hab' ich se eines Tages auf der Straße zufällig wiederjeseh'n un bin raufjejang' . . .«

Der Sprechende hielt inne; ein Lachen, ein gellendes, wutkreisendes Gelächter, das nichts Menschliches mehr hatte, scholl durch den Wald, und dann krachte ein Schuß!

Aber die Kugel hatte ihr Ziel verfehlt.

In dem regentriefenden Walde, in die Dunkelheit wie in einen schwarzen, feuchten Mantel gehüllt, standen die beiden Todfeinde stumm und regungslos und warteten, daß es Morgen würde.

* * *

Vor dem Moabiter Kriminalgericht staute sich eine

tausendköpfige Menschenmenge. Durch die Zeitungen war bekanntgegeben, daß die Schwurgerichtsverhandlung gegen Alfred Maaß heute stattfinden werde. Und während ihn einige Blätter auch jetzt noch als den mutmaßlichen Mörder bezeichneten, waren andere unter Vorantritt der »Berliner Nachrichten« von dieser Ansicht längst zurückgekommen.

Das Publikum nahm infolgedessen gegen die Richter Partei, und ein großes Aufgebot von Schutzleuten hatte zu tun, um die lärmende und unwillige Menge in Schach zu halten. Die Zugänge zum Gerichtsgebäude waren durch Doppelposten gesperrt; da der große Schwurgerichtssaal von Zuschauern überfüllt und der Aufenthalt auf den Korridoren heute für niemand gestattet war, so stand die Menge draußen auf dem Platz, wo der eherne Löwe der Gerechtigkeit die Schlange der Niedertracht und des Verbrechens durch Prankenhiebe tötet.

Drinne in dem riesigen Saal, durch dessen hohe Buntglasfenster das Licht fast kirchenhaft in den ernsten Raum fällt, war man schon am Ende der Zeugenvernehmung, die mit den Aussagen der Sachverständigen bereits drei Verhandlungstage ausfüllte.

Der Vorsitzende, ein älterer Herr mit gemessenen Bewegungen und jener Ruhe in Ton und Gebärde, die nur das Ergebnis einer langen, wohlwogenen Lebens- und Amtsführung sein konnte, hatte eben den

Untersuchungsrichter Dr. Birckner als Zeugen aufgerufen.

»Sie sollen uns einmal mitteilen, Herr Amtsgerichtsrat,« sagte er, nachdem dem Zeugen der Eid abgenommen war, »welchen Eindruck Sie von dem Angeklagten gehabt haben!«

Der Untersuchungsrichter kniff die Augen zusammen, warf einen raschen Blick zu dem Angeklagten hinüber, der sitzend, nur mit Kopf und Schultern über die Schranke der Anklagebank hinweg sah, dann meinte er:

»Der Angeklagte war fortwährend widerspenstig und frech! . . . Ich habe mehreremal zu Disziplinarstrafen meine Zuflucht nehmen müssen!«

Der Verhandlungsführer sah den Zeugen mit vollem Blick an; in seinem ernsten, regelmäßigen Gesicht, das ein starker, grauer Kinnbart abschloß, las man nicht, was er dachte. Dann meinte er verbindlich:

»Ich nehme an, daß Sie, Herr Amtsgerichtsrat, dabei die Tatsache in Rechnung gezogen haben, daß ein eventuell Unschuldiger auf die Dauer gereizt und nervös wird durch die fortgesetzten Verhöre, die ja natürlich notwendig sind!«

»Ich halte und hielt Maaß nicht für unschuldig!« erwiderte Dr. Birckner schnell, »außerdem können wir Richter uns doch nicht zum Spielball der Launen eines jeden Angeklagten machen . . . und das Wenigste, was man verlangen kann, ist doch, daß die Ehrfurcht vor dem

Gericht gewahrt bleibt!«

Der Vorsitzende blickte einen Augenblick in seine Akten, dann sagte er:

»Gewiß . . . natürlich . . . übrigens sagen Sie, Herr Amtsgerichtsrat, ist es Ihnen in Ihrer richterlichen Tätigkeit schon vorgekommen, daß Sie jemanden von vornherein für unschuldig hielten?«

Ganz perplex und offenbar nicht wissend, wo hinaus der Vorsitzende mit dieser Frage wollte, entgegnete er:

»Nein . . . das heißt, ich verstehe nicht, in welchem Zusammenhange diese Frage mit meiner Zeugenaussage stehen soll?«

»Der Zusammenhang der Fragen ist wohl eine Sache, die dem Ermessen der Prozeßleitung anheimgegeben werden muß,« meinte der Vorsitzende leicht verweisend, »indessen das bleibt sich gleich . . .« Er warf einen Blick zu dem Angeklagten hinüber, der mit glanzlosen Augen vor sich hin sah, und fügte hinzu: »Der Angeklagte behauptet nun, daß Sie, Herr Untersuchungsrichter, ihm von vornherein mit einer so starken Animosität entgegengekommen seien, daß er, der sich ja für unschuldig ausgibt, dadurch in einen hohen Grad von Erregung versetzt worden wäre und daß daher seine Renitenz stamme . . . ich erwähne das besonders, weil Maaß des ferneren behauptet, durch diesen aufgeregten Ton, der über der ganzen Voruntersuchung gewaltet habe, seien die Protokolle anders zustande gekommen, als seine

Aussagen gelautet hätten.«

»Na, er hat sie doch unterschrieben!« warf der Untersuchungsrichter ein.

»Ja, allerdings! . . . Maaß« – der Vorsitzende wandte sich an den Angeklagten, »Maaß, stehen Sie mal auf und äußern Sie sich zu diesem Punkte.«

Alfred Maaß stand auf, sah eine ganze Weile den Untersuchungsrichter an, dann den Arm nach ihm ausstreckend, sagte er, während sich seine Züge verzerrten:

»Das ist 'n ganz gemeiner Schuft!«

Der Vorsitzende schlug mit der Faust auf den Tisch.

»Maaß,« rief er, und seine Stimme klang wie Eisen, »Sie haben sich hier jeder beleidigenden Äußerung zu enthalten, sonst lasse ich Sie überhaupt nicht mehr reden!«

Maaß zuckte die Achseln und setzte sich.

»Wir stehen hier nicht auf dem Standpunkt, Sie von vornherein für schuldig zu erachten,« setzte der Verhandlungsleiter dann ruhiger hinzu, »das Gericht hat die Aufgabe, die Wahrheit zu ermitteln und Recht zu sprechen . . . Das ist unsere heilige Pflicht, und Sie können sich darauf verlassen, daß wir ernst und schwer mit uns zu Rate gehen, ehe wir über einen Menschen den Stab brechen . . . Herr Zeuge!« – Dr. Birckner stand noch immer vor dem Richtertisch – »ich danke vorläufig.«

Es kamen nun die Schriftsachverständigen noch einmal

zur Vernehmung. Da sie sich, es waren ihrer drei, noch immer nicht hatten einigen können über ihr Gutachten, so wurden sie noch einmal vernommen. Aber auch das half nicht. Der eine war überzeugt, das Brieffragment sei von Maaß geschrieben, der zweite hielt es nur für möglich, und der dritte hielt es nicht gänzlich ausgeschlossen. Dieser, ein früherer Postrat, bekundete aber, daß er gerade jetzt mit der Ausarbeitung eines neuen Systems beschäftigt wäre, nach dessen Fertigstellung die Entscheidung für ihn geradezu ein Kinderspiel sein würde!

Die Aussagen der übrigen Sachverständigen lauteten durchweg sehr ungünstig für Alfred Maaß. Während sie noch einmal vernommen wurden, kursierte auf der Geschworenenbank eine Photographie der Ermordeten, die den zarten Körper der armen Trude mit der Stichwunde im Rücken zeigte. Man las die Bewegung auf den Gesichtern der Geschworenen, die sämtlich den besitzenden Ständen anzugehören schienen, und diese Bewegung weissagte Maaß nichts Gutes.

Als Zeuge war auch der Polizeileutnant Runkel erschienen, in blitzender Uniform, der mit lebenswürdiger Stimme und einiger Melodramatik die Eindrücke schilderte, die jene Mordnacht in ihm hinterlassen hatte. Was er sagte, klang gut und nahm die Geschworenen noch mehr gegen den Mörder ein.

Die Sache stand offenbar schlecht für Alfred Maaß, als

sich jetzt der Oberstaatsanwalt Dr. Mauernbrecher selbst erhob und sich zum Plädoyer anschickte.

Er war ein großer kräftiger Herr mit fettem Gesicht und einem hellblonden Henriquate. Über der Hakennase trug er einen goldenen Kneifer. Er sprach lange und mit Emphase.

Zuerst verbreitete er sich über die Tätigkeit der Staatsanwaltschaft in diesem Prozeß, wobei er es nicht unterließ, der Presse für ihre Haltung in der Mordsache ganz energisch sein Mißfallen auszusprechen. »Die Staatsanwaltschaft«, sagte er, »ist keineswegs dazu da, anständige, brave Menschen ins Unglück zu bringen. Im Gegenteil! Sie tut alles, um Anklagen zu vermeiden! Sie prüft und sichtet und prüft abermals, und erst wenn die Gerechtigkeit es gebieterisch fordert, erhebt sie die Anklage gegen jemand! . . . Hier aber hat die Gerechtigkeit es gefordert! Denn um es kurz und ein für allemal zu sagen: Maaß ist der Mörder!«

Von der Anklagebank erscholl ein heiseres Auflachen. Aber Dr. Mauernbrecher ließ sich dadurch nicht stören.

»Was verlangt man denn von einer Anklage? . . . Daß sie durch hinreichendes Beweismaterial gestützt werde! . . . Nun, lassen Sie mich den Berg von Beweisen vor Ihnen auftürmen, von denen jeder für die Schuld des Maaß Zeugnis ablegt! . . . Vor allen Dingen, ist Maaß ein Mensch, von dem man sich einer solchen Tat versehen kann oder nicht? Ich glaube, darauf kann man nur mit

einem kurzen, klaren ›Ja‹ antworten! Denn er hat diese Frau lieb gehabt, wie er selbst zugibt, war wütend, wie sie ein anderer ihm wegschnappte, und hat diesen Verlust – das bestreitet er gar nicht – nie verschmerzen können . . . Ich meine also, liier kommt das ›cherchez la femme!‹ (wörtlich: Suchet die Frau!) der Franzosen in einer Weise zum Ausdruck wie selten!«

Dr. Mauernbrecher sah einen Augenblick auf seine Ausdehnungen, dann flogen seine grauen, kurzsichtigen Augen mit den blitzenden Kneifergläsern auf dem Umweg über den Zuschauerraum, wo er viele Herren und Damen aus seinen Kreisen bemerkte, wieder hin zum Richtertisch.

Er nahm nun die Beweise für Maaßens Schuld der Reihe nach vor. Zuerst das Blut am Rande seiner einen Manschette, für das Maaß nur die fadenscheinige Erklärung gehabt hatte, die Nase hätte ihm geblutet, eine Erklärung, mit der selbst der dümmste Raubmörder heute schon nicht mehr käme! . . . Ferner kämen die Stofffäserchen, die man unter dem Fingernagel der Toten entdeckt habe, in Betracht. Diese Fasern beständen, wie der Sachverständige, Herr Professor Wunderlich, in so ausgezeichnet klarer und lichtvoller Weise ausgeführt hätte, aus reiner Wolle, und Wollfäserchen dieser Art fänden sich auch in Maaß' Anzug. Die Farbe dieser Fasern sei zwar nicht genau zu bestimmen gewesen, trotz aller physikalischen und chemischen Experimente und

Analysen, aber die Annahme, daß sie auch in der Farbe identisch mit der des Anzuges von Maaß wären, sei jedenfalls nicht widerlegt. Die Tinte, die Maaß zu dem Brief benutzt habe, auf den er, der Staatsanwalt, gleich noch zu sprechen kommen wolle, wäre Eisengallustinte, dieselbe, die sich in Maaßens Behausung tatsächlich vorgefunden habe! . . . Und nun der Brief! Dieser Brief spräche ganze Bände für die Schuld des Angeklagten! Da sind drei Schreibsachverständige, ernste, wissenschaftlich gebildete Männer, von denen jeder ein anderes System als Schriftexperte befolgt, und die trotzdem zu demselben Schluß kamen: Maaß kann den Brief geschrieben haben, er hat ihn geschrieben! . . .

Der Herr Oberstaatsanwalt hatte sich bei diesen Worten mit auf das Pult gestützten Händen weit vorgebeugt und wiegte einen Moment leicht seinen gewichtigen Oberkörper. Dann fuhr er fort:

»Nun wird natürlich der gewissenhafte Richter fragen, oder Sie, meine Herren Geschworenen, legen sich diese Frage vor: Ist denn Maaß zur Zeit, als der Mord nachweislich begangen wurde, an jenem Freitag, nachmittag zwischen zwei und fünf Uhr – ist Maaß denn damals dort in der Gegend gewesen? . . . Ja, sehen Sie, darauf ist Maaß sehr lange die Antwort schuldig geblieben! In seinem Bureau war er an dem Nachmittag nicht mehr – er sagt, weil er sich mit dem Gatten der Ermordeten – der übrigens seiner Vorladung als Zeuge

nicht gefolgt ist und den dafür eine empfindliche Strafe treffen wird! –, weil er sich mit Marquardt gezankt hat . . . Wo ist er denn aber nun in der Zeit gewesen? . . . Spazieren gegangen, sagt er! Und wir mußten's glauben. Bis eines schönen Tages der Zeuge, den Sie vorhin hier selber gehört haben, Herr Schuhmachermeister Hender, gekommen ist und gesagt hat, er hätte Maaß in der Koloniestraße um drei Uhr gesehen, selber gesehen! Ja, meine Herren Geschworenen, da brach der Angeklagte zusammen, als er das hörte, da sank er ohnmächtig nieder unter der Last seiner großen Schuld! . . .«

Herr Dr. Mauernbrecher sah bei diesen Worten in den Zuschauerraum, den eben eine Freundin seiner Gattin betreten hatte, eine sehr schöne Frau, die ihm zulächelte.

Er schloß die Augen einen Moment und neigte sein Haupt wie in tiefer Bewegung, um mit leiser Stimme fortzufahren:

»Maaß ist bisher unbestraft, das ist richtig! Aber es ist uns, die wir jahraus, jahrein abzuurteilen haben über alle möglichen Malfaiteurs und Verbrechen, es ist uns, wie gesagt, gar nichts so Wunderbares, wenn sich's plötzlich herausstellt, daß dieser oder jener noch nie vorbestrafte Mensch sich als ein ganz gemeingefährlicher Gauner und Lump entpuppt! . . . Und das ist Maaß, jawohl, das ist er! . . . Das hat er während der ganzen Vorverhandlung durch sein freches und reueloses Betragen bewiesen! . . .«

Bei diesen Worten des Oberstaatsanwalts war Alfred

Maaß aufgesprungen, und in wütender Empörung, die geballten Fäuste zur Decke erhoben, mit bebenden Lippen schrie er:

»Ich? Ich? . . . Ich bin gemein? – Ich ein Lump? . . . Weil ich nicht eingestehen will, was ich nicht gemacht habe, weil ich nicht . . .«

»Schweigen Sie,« unterbrach ihn der Präsident, »schweigen Sie, Maaß! . . .«

Aber Maaß schwieg nicht. Die Tränen strömten ihm über das graublasse, verfallene Gesicht, dessen hektische Flecken wie Feuer brannten.

»Ich habe nichts zu bereuen, denn ich habe nichts Schlechtes getan! . . . Und das wissen die da auch recht gut! . . . Aber weil sie den wirklichen Mörder nicht kriegen, und weil sich die Polizei jedesmal blamiert, darum muß einer dran glauben, und das bin ich! Das bin ich! . . . Ich hab's aber nich getan, nein, nein, nein.«

Schluchzend sank der Angeklagte auf die Bank nieder.

Der Oberstaatsanwalt fixierte ihn scharf, dann sagte er:

»Diese ganze Szene, die uns der Angeklagte hier vorspielt, ist der beste Beweis für das, was ich vorhin gesagt habe: Maaß ist ein Mensch, der noch nicht einmal Reue empfindet über seine schwere Tat. Und ich behaupte daher: Maaß hat den Mord begangen, und richte deshalb an die Herren Geschworenen die Bitte, den Angeklagten im vollen Umfange des vorbedachten und überlegten Mordes schuldig zu sprechen!«

Ehe er sich setzte, sah sich Dr. Mauernbrecher um, als erwarte er den Beifall des Parketts und der Galerie, hinter deren hoher Eisenbalustrade sich das halbe Kriminalgericht, Anwälte, Richter, Referendare, Staatsanwälte und selbst hohe Verwaltungsbeamte drängten.

Wie Mitleid ging es über das Gesicht des Vorsitzenden, als er danach den Angeklagten fragte, ob er auf das Plädoyer des Herrn Oberstaatsanwalts etwas zu erwidern hätte.

Aber Maaß lag mit dem Gesicht auf den Händen, die die Holzbarriere umklammert hielten, und weinte.

Nun sprach der Verteidiger.

Ein schmaler, in mittleren Jahren stehender Herr mit sehr wenig Haar und tadellosem Schnurrbart. Er sprach glatt und flüssig, aber es gelang ihm offenbar nicht, die gegen seinen Klienten vorhandenen Vorurteile zu zerstreuen. Er schien das auch selber zu fühlen, denn er kürzte seine Ausführungen am Schluß sehr ab und sagte, er bäte um Freisprechung seines Klienten. Sollten die Geschworenen aber doch zu einem »Schuldig« kommen, so könne doch von einem überlegten Mord hier gar keine Rede sein! Etwas anderes wie ein Totschlag käme gar nicht in Frage, und er empfehle deshalb seinen Klienten nochmals der Milde des hohen Gerichtshofes.

Darauf replizierte der Oberstaatsanwalt einiges, wobei man deutlich sehen konnte, wie die Gesichter der

Geschworenen, die bei der Rede des Verteidigers starr und verschlossen geblieben waren, sich aufhellten und Zustimmung ausdrückten.

Und nun gestattete der Vorsitzende dem Angeklagten das letzte Wort.

Maaß erhob sich. Über sein noch von Tränen nasses Gesicht ging ein eigenes leuchten. Er sagte:

»Es ist mir ganz gleichgültig, was mit mir wird. Ich hänge so nicht am Leben. Aber es soll nicht heißen, daß ich ein Mörder bin. Wenn Sie mich schuldig sprechen, begehen Sie einen Justizmord . . . Ich bin unschuldig!«

Damit setzte er sich und sah den Vorsitzenden an, der, in seine Akten blickend, kaum merklich mit dem Kopfe nickte.

Nun gab dieser den Geschworenen die Rechtsbelehrung und klärte sie auf über die Art, wie sie die Schuldfragen eventuell zu formulieren hätten und welche rechtlichen Konsequenzen ihre Beantwortung für den Angeklagten hätte.

Dann zogen sich die Geschworenen zurück, auch die Richter entfernten sich aus dem Saal.

Aber es dauerte keine halbe Stunde, da war das Gericht wieder vollzählig beieinander.

Und es erhob sich der Obmann der Geschworenen und verlas die aufgestellten Schuldfragen. Es waren drei.

Er begann:

»Ist Maaß schuldig, die Frau Trude Marquardt,

geborene Kaiser, vorsätzlich und mit Überlegung . . .«

»Ach, verzeihen Sie«, unterbrach ihn der Präsident, und sich an den Gerichtsdienner wendend, sagte er: »Was ist denn das da draußen für ein furchtbarer Lärm? Sehen Sie mal zu, Bote!«

Aber der Beamte hatte die Tür des großen Saales noch nicht erreicht, da wurde diese weit aufgerissen, und von mehreren Schutzleuten gefolgt, stieß ein totblasser Mann mit zerrissenen Kleidern und blutendem Gesicht, der keinen Hut auf dem schwarzen, wirren Haar hatte und einen Revolver in der linken Hand trug, einen anderen vor sich her in den Saal.

Bis vor den Richtertisch stieß Heinz Marquardt den Zuhälter, und da sagte er, mit dem Revolver auf ihn deutend:

»Das ist der Mörder meines Weibes! . . . Der da,« er zeigte auf Maaß, »der ist unschuldig.«

In dem Saal wird es so still, daß man das Summen einer Fliege an den hohen Fenstern hört.

Endlich fragte der Vorsitzende einen der Schutzleute:

»Wie kamen denn diese Leute ins Gerichtsgebäude?«

»Sie kamen mit der Droschke an, und der Kutscher sagte, das war 'n Kriminalbeamter, der einen ganz schweren Verbrecher gefangen hätte.«

»Hat sich der Herr Ihnen gegenüber auch als Kriminalbeamter ausgegeben?«

»Nein, Herr Präsident, ich dachte aber, weil doch

schon das Urteil gefällt wurde . . .«

Da erhob sich der Oberstaatsanwalt.

»Jedenfalls hat sich der Beamte einer schweren Verletzung seiner Dienstpflichten schuldig gemacht, indem er diese Menschen hier hereinließ.«

Der Vorsitzende erhob sich nun von seinem Sessel.

»Das zu entscheiden, Herr Oberstaatsanwalt, wollen Sie gefälligst mir überlassen! Solange ich hier den Vorsitz führe, unterliegt die Exekutivgewalt in diesem Saale mir!«

Und sich an den Schutzmann wendend, sagte er:

»Ich danke, daß Sie Ihre Pflicht getan haben! . . . Wir sind dadurch vielleicht davor bewahrt geblieben, einen Unschuldigen zu verurteilen! . . . Und Sie frage ich! . . .«

Der Präsident sah ernst auf den Menschen nieder, dessen Schulter Heinz Marquardt noch immer gepackt hält:

»Sind Sie der Mörder jener unglücklichen Frau? . . . Ich weiß wohl, daß mir ein juristisches Recht zu dieser Frage an Sie nicht zusteht, aber der Augenblick gibt mir das Recht! Ich frage Sie noch einmal: Haben Sie die arme Frau ermordet?«

Durch die Totenstille, in der das Publikum und die Richter selbst den Atem anhielten, klang dumpf und traurig ein »Ja«.

Der Präsident erhob sich zu seiner Höhe.

»Dann stelle ich hierdurch selbst den Antrag, der hohe

Gerichtshof möge beschließen, den Angeklagten Maaß als unverdächtig aus der Haft zu entlassen, diesen Mann hingegen, als den wahrscheinlichen Mörder, festzunehmen.«

Da erhob sich ein Beifallssturm ohnegleichen. Das Publikum sprang auf die Stühle, schwenkte mit Händen und Tüchern, und nicht eher legte sich der Tumult, der sich wie ein Lauffeuer durch die Korridore bis hinaus auf die Straße fortpflanzte, als bis der Präsident selbst gebieterisch Ruhe forderte.

Das Gericht beschloß, Maaß sofort freizulassen.

Als man die Anklagebank öffnete, eilte Maaß auf Heinz Marquardt zu; sie umarmten sich lange, und dann verließen sie mit einem Dankesgruß an den Präsidenten, ohne jemanden aus dem Publikum, dessen Menge sich zur Gasse für die beiden öffnete, zu sehen, still den Gerichtssaal. –

Wie sie aber vor der nachdrängenden Menge aus dem Portal des Kriminalgebäudes auf die Straße traten, wie die nach Tausenden zählende Menge es inne wurde, wer da oben heraustrat, da erhob sich ein nicht endenwollender Jubel, da feierte die Gerechtigkeit in diesen beiden Männern einen glänzenden Triumph. Hundert Hände streckten sich ihnen zugleich entgegen, und als sie eine Droschke nahmen, flogen Blumen in den Wagen, aus dem der Gerettete und sein Retter Dankesgrüße winkten . . .

Anmerkungen

- 1** angezeigt.
- 2** verhaftet worden ist.
- 3** Rummelsburger Arbeitshaus.
- 4** geflohen.
- 5** Polizei.
- 6** verraten.
- 7** Diebeskneipe.
- 8** Koblanckstraße.
- 9** Trinken.
- 10** Drolliger Name für eine Art Schnaps.
- 11** Trinken.
- 12** Geld.
- 13** Portemonnaie.
- 14** machulle gehn - sterben.
- 15** Er spukt aus.
- 16** Kohlrübe - Kopf.
- 17** Charité schieben - im Krankenhaus liegen.
- 18** Lampen machen - verraten.

- 19** Schlemminer - Dummkopf.
- 20** veräppeln - sich über einen lustig machen.
- 21** Schale=Anzug.
- 22** Hemd.
- 23** Läuse.
- 24** fortlaufen.
- 25** Anzug.
- 26** Stiefel.
- 27** Hut.
- 28** Herberge zur Heimat.
- 29** Kriminalbeamter.